

Karl Pinggéra

**PREDIGTEN IM MARBURGER  
UNIVERSITÄTSGOTTESDIENST  
2009–2020**

Marburg 2022

## Zum Geleit

In den Monaten vor meiner Amtseinführung als Universitätsprediger im Sommersemester 2022 begann ich im Dschungel meiner Festplatte unwillkürlich nach Predigten zu forschen, die ich im Marburger Universitätsgottesdienst gehalten habe. Vermutlich diente das Stöbern nach den eigenen Predigten einer Art von Selbstvergewisserung, dass die Kolleg:innen des Fachbereichs mir das Amt des Universitätspredigers nicht ausschließlich aus dem Grunde *faute de mieux* angetragen hatten. Dass ich eine Auswahl der Texte, die ich gefunden habe, nun auf meine Website stelle, hat sicher auch mit einer Portion Eitelkeit zu tun, aber auch mit der vielleicht verwegenen Hoffnung, dass der eine oder die andere sich von den hier vorgelegten Sermonen, altmodisch gesprochen, erbauen lässt.

Ich lehre nun schon einige Zeit an der Alma Mater Philippina; mit der Universitätskirche verbindet mich manch schöne Erinnerung. Gottesdienstlich bin ich dieser Kirche doppelt verbunden. Zum einen durch die Predigten in den Universitätsgottesdiensten, zu denen mich die Amtsvorgängerin, Ulrike Wagner-Rau, und der Amtsvorgänger, Thomas Erne, immer wieder eingeladen haben. Zum anderen durch die Beteiligung an der Evangelischen Messe, die nach altem Brauch an jedem Donnerstagabend nach der Ordnung der Michaelsbruderschaft gefeiert wird. Die Universitätskirche ist von einer eigentümlichen, wenn es gut geht: fruchtbaren, Spannung gekennzeichnet. Als Stiftungsort der Michaelsbruderschaft wurde sie 1927 Jahren im Sinne der liturgischen Erneuerungsbewegung durchgreifend umgestaltet, während der prominenteste Prediger, der auf ihrer aus reformierter Zeit stammenden Kanzel stand, niemand anderes war als Rudolf Bultmann. Das Gegenüber und Nebeneinander von liturgischer Bewegung und entmythologisierender Wissenschaft ist nur ein Spannungsfeld von vielen. Die Bandbreite an liturgischen Stilen und theologischen Richtungen, die heute unter dem Dach der Universitätskirche eine Spielstätte finden, geht noch darüber hinaus.

Beim Öffnen meiner Dateien und dem Schmökern in den eigenen Sermonen habe ich mich gelegentlich gefragt, wie ich mich zwischen der geschichtsträchtigen Atmosphäre der Kirche und den diffusen Erwartungen der jeweiligen Gottesdienstgemeinde predigend zu rechtgefunden habe. Zu einer glatten Antwort bin ich nicht gekommen. Das Tasten nach dem eigenen Weg wird mich auch als Universitätsprediger begleiten. Die hier versammelten Predigten sind Versuche auf diesem Weg.

Die Anordnung der Predigten richtet sich nach dem Kirchenjahr.

## **Inhalt**

<i>Oriens ex alto</i> Dritter Advent .....	4
<i>Last der Vielfalt – Lust an der Vielfalt</i> Letzter Sonntag nach Epiphania .....	9
<i>Die Opferung Isaaks – eine Kurzgeschichte</i> Fünfter Sonntag der Passionszeit (Judika) .....	15
<i>Vom Gotteslob der Mühseligen und Beladenen</i> Vierter Sonntag nach Ostern (Kantate) .....	22
<i>„Ich will doch wohl Rosen brechen“</i> Fünfter Sonntag nach Ostern (Rogate) .....	28
<i>Gemischte Gefühle: Wut</i> Zwanzigster Sonntag nach Trinitatis .....	32
<i>Ex Oriente Lux?</i> Buß- und Betttag .....	36

## Oriens ex alto

Dritter Advent, 13.12.2020

Und sein Vater Zacharias wurde vom Heiligen Geist erfüllt, weissagte und sprach: Gelobt sei der Herr, der Gott Israels! Denn er hat besucht und erlöst sein Volk und hat uns aufgerichtet ein Horn des Heils im Hause seines Dieners David – wie er vorzeiten geredet hat durch den Mund seiner heiligen Propheten –, dass er uns errettete von unsern Feinden und aus der Hand aller, die uns hassen, und Barmherzigkeit erzeugte unsern Vätern und gedächte an seinen heiligen Bund, an den Eid, den er geschworen hat unserm Vater Abraham, uns zu geben, dass wir, erlöst aus der Hand der Feinde, ihm dienen ohne Furcht unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor seinen Augen.

Und du, Kindlein, wirst Prophet des Höchsten heißen. Denn du wirst dem Herrn vorangehen, dass du seinen Weg bereitest und Erkenntnis des Heils gebest seinem Volk in der Vergebung ihrer Sünden, durch die herzliche Barmherzigkeit unseres Gottes, durch die uns besuchen wird das aufgehende Licht aus der Höhe, auf dass es erscheine denen, die sitzen in Finsternis und Schatten des Todes, und richte unsere Füße auf den Weg des Friedens.

Lukas 1,67–79

Es sind drei Orte, denen wir einen Besuch abstatten, zwei tatsächliche und ein literarischer.

### I.

Der erste Ort ist Jerusalem, genauer gesagt: ein Dorf am Stadtrand. Von der Altstadt aus befördert uns die Buslinie 19 in nicht einmal 20 Minuten nach En Kerem. Es geht vorbei am Hadassah-Krankenhaus, berühmt wegen seiner Glasfenster von Chagall, auf denen die zwölf Stämme Israels abgebildet sind. Heute versagen wir uns einen Besuch und bleiben im Bus sitzen, dessen Route um das Spital herumführt und in ein Tal einbiegt, das die Bauwut und das Getriebe der Großstadt hinter sich lässt. Vor uns breitet sich eine sanfte, grüne Hügellandschaft aus, die unwillkürlich Erinnerungen an die Toskana weckt.

Wir steigen aus dem Bus aus und sehen mehrere Klöster, die sich an den Talschluss schmiegen. Wer sie besucht, erwandert sich das erste Kapitel des Evangeliums nach Lukas. Denn in En Kerem verortet die Tradition den Wohnort des Priesters Zacharias und seiner Frau Elisabeth. Auf wundersame Weise war ihnen, den Hochbetagten, noch ein Sohn geschenkt worden. Es geschah während seines Dienstes am Altar, da dem Zacharias die Nachricht zuerst offenbart worden war. Nun sprengte diese Nachricht alle Grenzen des Wahrscheinlichen, und wir werden es dem Mann Gottes nicht verübeln, wenn er der Kunde nicht auf Anhieb Glauben schenken konnte. Gleichwohl, als Folge seines Unglaubens wurde er vorübergehend mit Stummheit belegt. Während der Priester nun ohne die Gabe der Sprache im häuslichen Kreis lebte, empfing auch seine Verwandte Maria ihren Sohn.

Und es war, folgen wir alter Lokaltradition, hier in En Kerem, dass sich die beiden schwangeren Frauen, Elisabeth und Maria, begegneten, die Mutter des Vorläufers und die Mutter des Erlösers. Noch im Mutterleib erkennt Johannes seinen Herrn; Elisabeth sagt, ihr Kind

sei vor Freude in ihrem Leib gehüpft. Sie preist Maria selig als die, „die geglaubt hat, dass sich erfüllt, was der Herr ihr sagen ließ.“ Maria antwortet darauf mit ihrem Lobgesang, dem *Magnificat*, das im Abendgebet der Kirche bis heute weiterklingt.

In En Kerem kann man auch den Brunnen sehen, aus dem Maria trank, als sie ihrer Verwandten den Besuch abstattete. Ein kleiner Spaziergang führt von der Quelle zu dem Ort, an dem sich die beiden Frauen begegneten. Der Erinnerung daran dient eine von Franziskanern betreute Kirche, die 1955 über den Resten byzantinischer und kreuzfahrerzeitlicher Bauten errichtet wurde.

Geht man ein Stück hinauf und wechselt auf die andere Seite des Dorfes, gelangt man zu einem weiteren Franziskanerkloster. Die Kirche vom Ende des 19. Jahrhunderts ruht ebenfalls auf älteren Vorgängerbauten auf. Hier wird das Haus von Zacharias und Elisabeth lokalisiert. In einer Grotte wird der Geburtsort Johannes des Täufers verehrt. Hier findet man den geeigneten Ort, um zu bedenken, wie Zacharias, noch stumm, mit Hilfe eines Schreibtäfelchens verfügen musste, dass sein Kind den Namen Johannes tragen solle. Und dass ihm in ebendiesem Moment des Schreibens die Sprache wieder geschenkt wurde, also genau in dem Augenblick, als er jenen Namen niederschrieb, der nichts anderes bedeutet als: „Gott ist gnädig“.

Die ersten Worte, die Zacharias, vom Bann der Sprachlosigkeit erlöst, gesprochen, oder eher: gesungen, hat, haben wir als Evangeliumslesung gehört: „Gepriesen sei der Herr, der Gott Israels! Denn er hat sein Volk besucht und ihm Erlösung geschaffen; er hat uns einen starken Retter erweckt im Hause seines Knechtes David.“ So hebt das *Benedictus* an, der Lobgesang des Zacharias, der in der liturgischen Überlieferung der abendländischen Kirche seinen Platz im täglichen Morgengebet gefunden hat. Ein guter Text, um einen neuen Tag zu beginnen. Er besingt, dass Gott Neues in die Welt gebracht hat. Johannes wird als „Prophet des Höchsten“ die Aufgabe zufallen, das Volk auf dieses Neue vorzubereiten, durch die „Erfahrung des Heils in der Vergebung seiner Sünden“. Denn: „Durch die barmherzige Liebe unseres Gottes wird uns besuchen das aufstrahlende Licht aus der Höhe, um allen zu leuchten, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, und unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens.“

Die Kirche wird von einem Garten umgeben. An den Gartenmauern sind die Worte des *Benedictus*, und zwar in mehreren Dutzend Sprachen, gemalt auf hübschen Keramikfliesen. Man geht einen Weg des Friedens, wenn man von Textwand zu Textwand schlendert und die rätselhaftesten Sprachen und die seltsamsten Alphabete bestaunt. Friedlich sind sie hier vereint, die Sprachen so vieler Völker, auch so vieler Nationen, die in Streit und Unfrieden miteinander leben. In dem Land, das wir „das heilige“ nennen, mangelt es nicht an Gelegenheit, solchen Gedanken nachzuhängen. Arabisch neben Hebräisch, Latein neben Griechisch, vielleicht auch (ich habe es nicht nachgeprüft) Armenisch neben Türkisch. *Oriens ex alto*, wörtlich der „Aufgang aus der Höhe“, das wird in der Sprache des Lukasevangeliums das Aufgehen eines neuen Sterns bedeuten, eines neuen Lichts am Himmel. Mit Christus kommt das Neue. Es kommt herein in die Welt, was vorher nicht da war. Das wird mit „Aufgang aus der Höhe“ zum Ausdruck gebracht. Die Lutherbibel spricht deswegen vom „aufgehenden Licht aus der Höhe“. Es ist ein neues, noch nie gesehenes Gestirn,

auf das die Weisen aus dem Morgenland aufmerksam werden und dem sie bis zur Krippe in Bethlehem folgen. Und darin besteht die Kraft und das Werk dieses Neuen, das hineinkommt in einen alt gewordenen Kosmos, der im Schatten des Todes dahinlebt: dass es unsere Füße auf den Weg des Friedens zu stellen vermag („unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens“). So wie der Anfang dieser Welt keine vorausliegenden Gründe und Ursachen kennt, sondern sich allein dem unerfindlichen Willen des Schöpfers verdankt, so auch hier: Gott setzt allein aus sich heraus einen neuen Anfang; er erschafft, um mit dem Apostel Paulus zu sprechen, einen „neuen Adam“, mit dem er den „alten Adam“, uns alle, zu sich führen möchte, unsere Schritte auf den Weg des Friedens lenken möchte.

## II.

Wir verabschieden uns von der heiteren Stimmung im Tal von En Kerem und reisen in Gedanken – und diesmal wirklich *nur* in Gedanken, weil uns eine wirkliche Einreise gar nicht möglich wäre – nach Aleppo. Hätten wir die Möglichkeit eines realen Besuchs, wir würden wohl mit Tränen in den Augen durch das Trümmerfeld der Altstadt stolpern, fassungslos über das Ausmaß der Zerstörung. Zeichenhaft würde sich die Gewalt, zu der Menschen in diesem Krieg fähig waren und sind, verdichten in der schwer beschädigten Umayyaden-Moschee, die um das Jahr 715 herum gebaut wurde. Die Vernichtung ihres Minaretts, des ältesten seiner Art in Syrien, im April 2013 hat nicht nur bei Muslimen für einen Aufschrei gesorgt, sondern bei allen, denen dieses Land am Herzen liegt. Warum führe ich Sie an einen so traurigen Ort? Nun, weil sich im Herzen der Moschee jener Schrein befindet, in dem die Muslime die Gebeine des Zacharias verehren, der ihnen als Prophet gilt.

Vor der beschädigten Fassade mag sich der Zweifel melden, ob dies Neue, dem wir zuvor begegnet sind, in dieser Welt denn jemals ankommt. Dagegen spricht vieles. Und schnell verheddern sich unsere Gedanken, wenn wir die unbestreitbare Macht des Bösen irgendwie zusammenbringen wollen mit unserem Glauben an Gott, der diese Welt doch geschaffen hat und sie erhält.

Ohne ausführlich werden zu wollen: Unsere kirchenleitenden Geistlichen, katholisch wie evangelisch, sind in der Öffentlichkeit heute gezwungen, schwierigste theologische Sachverhalte auf Twitterlänge zurechtzustutzen. Natürlich ist es unter diesen Kommunikationsbedingungen richtig, jeden Zusammenhang zwischen Gott und einer Pandemie abzustreiten. Man will ja nicht den Fundamentalisten in die Hände spielen. Freilich lässt sich dann nicht mehr problematisieren, was vom Gottesgedanken übrigbleibt, sollte er mit allem Unglück, allem Bösen und Schlimmen so rein gar nichts zu tun haben, anders gesagt: wenn er nicht imstande sein sollte, solches Unglück zu verhindern. In diesem Falle wäre Gott machtlos. Doch ist ein machtloser Gott ein Widerspruch in sich selbst. Dann gibt es keinen Gott. Aber kann man umgekehrt behaupten, dass Gott etwas mit dem Schlamassel dieser Welt zu tun hat, dass er tödliche Pandemien schickt und mörderische Kriege zulässt? Das ist auch schwierig.

Wir wissen, dass hinter den zerschossenen Mauern der Moschee die Gebeine eines Mannes ruhen, der dem Wirken Gottes in der Welt nicht getraut hat angesichts der Wirklichkeit, wie sie nun einmal ist. Zacharias musste daraufhin eine Zeit lang schweigen. Vielleicht ist das überhaupt die angemessene Haltung des Menschen, wenn er vor das Geheimnis des Wirkens Gottes in der Welt gestellt ist. Schweigen heißt zu verzichten, in Worte zu fassen, was uns schlechterdings überschreitet. Dieses Schweigen hieße zu warten, bis auch uns aufgeht, wie wir einzig von Gott reden können. Von Zeit zu Zeit sollten wir uns vielleicht wirklich einen Notizblock holen und nachschreiben, was uns Zacharias aus dem Schweigen heraus vorbuchstabiert hat: „Yohannan“, „Gott ist gnädig“.

Das lesen wir der Welt, so wie sie ist, nicht ab. Es ist uns geschrieben und gesagt worden und es wird uns immer wieder gesagt, ganz besonders an jedem Weihnachtsfest: dass mit Christus eine neue, aus der Vorfindlichkeit der Welt nicht ableitbare Wirklichkeit Gestalt angenommen hat: „Durch die barmherzige Liebe unseres Gottes wird uns besuchen das aufstrahlende Licht aus der Höhe, um allen zu leuchten, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, und unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens.“ Ohne ein Vertrauen in die Möglichkeit und in die Kraft des Neuanfangs: Wie sollten wir leben? Wir sollten wir die Hoffnung aufrecht erhalten? Wie könnten wir uns aufraffen, wieder und wieder neu aufeinander zuzugehen? Freilich im Wissen darum, dass sich die Wege des Friedens in dieser Welt nie ganz durchsetzen werden, sondern erst in der neuen Welt Gottes zu ihrem endgültigen Ziel finden. Bei Gott, der uns gnädig ist. Auf dem Weg dahin leuchtet über jedem und jeder von uns dieser Stern, dieser „Aufgang aus der Höhe“.

### III.

Unser letzter Besuch führt uns nach Sizilien, in den Garten eines Landguts bei Messina. Wir sollen uns nicht wundern, dass die festliche Gesellschaft, die sich hier eingefunden hat, englisch spricht, in Roben aus dem späten 16. Jahrhundert herumspaziert und alles in allem viel Lärm um nichts veranstaltet. Wir behalten Beatrice im Auge, die Nichte des Hausherrn Leonato. Sie ist ein schwieriger Charakter! Mit ihrem losen Mundwerk verscherzt sie es sich leicht mit anderen. Man ahnt nur, dass hinter ihrer Unfähigkeit, tiefere Beziehungen zu Männern zu knüpfen, irgendwelche Brüche im Lebenslauf stehen müssen. Zu spüren bekommt das vor allem der edle Benedikt, mit dem sich Beatrice – in gegenseitiger Abneigung – heftige Wortgefechte liefert. Gut zu wissen, dass eine List der Freunde die beiden am Ende des Stückes dann doch noch als Brautpaar zusammenbringen wird. Gleichwohl, in der ersten Szene des zweiten Aktes kann es einem unter die Haut gehen, wenn Beatrice einmal tiefen Ernst aufblitzen lässt. Im heiteren Treiben der Gartenparty setzt sich Don Pedro, der ruhmreiche Feldherr, in jovialer Stimmung zu Beatrice und macht ihr einen nicht ganz ernst gemeinten Heiratsantrag. Der Wortwechsel geht munter hin und her. Am Schluss behauptet Beatrice, nachdenklich werdend, sie sei eines so hohen Gemahls nicht würdig. Er möge verzeihen, sie sei geboren, nur Torheiten und nichts Ernsthaftes zu sprechen („to speak all mirth and no matter“). – Darauf Don Pedro: ‚Euer Schweigen verdrießt mich; nichts kleidet Euch besser als Frohsinn, denn Ihr seid ohne Frage in einer glücklichen Stunde geboren‘ („for, out of question, you were born in a merry hour“).

Und jetzt müsste man Emma Thompson als Beatrice in der Verfilmung von 1993 sehen, was sie aus den folgenden, scheinbar nur so dahingesagten Worten macht. Über Beatrices Gesicht huscht – für einen Moment – der Ausdruck eines unendlichen Schmerzes. Ein Schmerz, der eine unausgesprochene Trauer über ein beschädigtes Leben in sich trägt: „No, sure, my lord, my mother cried.“ Es entsteht ein ganz kurze Pause. Und dann hellt sich ihr Gesicht auf, aber so, dass der Schmerz darin nicht ausgelöscht wird: „But then *there was a star danced*, and under that was I born.“ – Sie springt auf, läuft an einer Gruppe junger Leute vorbei, ihnen zurufend:

„Cousins, God give you joy!“



## Last der Vielfalt – Lust an der Vielfalt

Letzter Sonntag nach Epiphania, 9.2.2014

Und nach sechs Tagen nahm Jesus mit sich Petrus und Jakobus und Johannes, dessen Bruder, und führte sie allein auf einen hohen Berg. Und er wurde verklärt vor ihnen, und sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß wie das Licht. Und siehe, da erschienen ihnen Mose und Elia; die redeten mit ihm. Petrus aber fing an und sprach zu Jesus: Herr, hier ist gut sein! Willst du, so will ich hier drei Hütten bauen, dir eine, Mose eine und Elia eine. Als er noch so redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; den sollt ihr hören! Als das die Jünger hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und erschrakten sehr. Jesus aber trat zu ihnen, rührte sie an und sprach: Steht auf und fürchtet euch nicht! Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein. Und als sie vom Berge hinabgingen, gebot ihnen Jesus und sprach: Ihr sollt von dieser Erscheinung niemandem sagen, bis der Menschensohn von den Toten auferstanden ist.

Matthäus 17,1–9

Vielleicht kennen Sie die kleine Anekdote von dem Mann, der am Sonntag in die Kirche geht und dann mittags nach Hause kommt.

Die Frau fragt ihn: „Wie war’s denn so?“

Er antwortet einsilbig: „Ging so.“

„Worüber hat der Pfarrer denn gepredigt?“

„Über die Sünde.“

„Und, was hat er dazu gesagt?“

„Er ist *dagegen*.“

Der heutige Universitätsgottesdienst steht unter dem Thema: Last der Vielfalt – Lust an der Vielfalt. Wenn Sie in ca. eineinhalb oder zwei Stunden nach Hause kommen– und Sie dort jemand fragen sollte, worüber gepredigt wurde, dann können Sie antworten: „Über die Vielfalt.“ Sollte die Frage kommen: „Und, was hat der Professor dazu gesagt?“, dann können Sie antworten: „Er ist *dafür*.“

Wenn Sie rein ergebnisorientiert Predigten hören, können Sie in den kommenden 20 Minuten innerlich abschalten bzw. unter der Bank ein Reclamheft oder eine kleinformatige Zeitschrift durchblättern. Denn zu Ihrer „großen“ Überraschung werde ich im Folgenden *nicht* die aparte Ansicht vertreten, Einheit und Uniformität, Gleichklang und Einfalt seien Pluralität und Vielfalt vorzuziehen. Der fingierte Wortwechsel am heimischen Herd nach absolviertem Gottesdienstbesuch zeigt ja die Erwartbarkeit dessen an, was von einer Kanzel in der Regel zu hören ist. Da macht der heutige Gottesdienst keine Ausnahme.

Damit es aber nicht gar so langweilig wird (und sich Geräusche des Gähnens oder das Rascheln mit Zeitungspapier in Grenzen halten), werde ich zuerst (mit einer gewissen liturgischen Sturheit) auf das Evangelium des heutigen Sonntages eingehen. Es würde sich kaum als Predigttext aufdrängen für das uns vorgegebene Thema. Und so dürfen Sie noch

ein bisschen gespannt bleiben, wie ich von diesem Evangelium, der Geschichte von Christi Verklärung, den Bogen spannen werde zu einem anderen Abschnitt aus dem Neuen Testament, der uns dann tiefer in die Frage nach der Vielfalt hineinführen soll.

## I.

Ich gestehe: Vor ein paar Wochen habe ich etwas gemacht, was nicht besonders vorbildlich ist: Ich saß zu lange vor dem Fernsehgerät – wohl wissend, dass eine ausreichende Menge an Schlaf dem TV-Programm grundsätzlich vorzuziehen ist. Mein unvernünftiges Beharrungsvermögen vor dem Bildschirm wurde aber insofern belohnt, als ich unverhofft einen zitatreifen Ausspruch für diese Predigt aufschnappte. Angelegentlich eines Interviews musste der Schriftsteller Martin Mosebach eine Art Wäscheleine abschreiten, an die man Zettel mit verschiedenen, wohl standardisierten Fragen befestigt hatte. Irgendwann stand er vor dem Blatt Papier mit der Frage: „Bei welchem historischen Ereignis wären Sie gerne dabei gewesen?“ Ohne zu zögern erwiderte der Dichter: „Bei der Verklärung Christi. Ich hätte gerne für einen Moment gesehen, wie die Wirklichkeit dieser Welt aussieht.“ Dafür muss man Mosebach mögen. Nicht nur dafür, dass er sich für die Verklärung Christi entschieden hat, sondern auch dafür, dass er nicht die etwas banale Begründung hinzugefügt hat: „Weil ich dann gesehen hätte, wer *Christus* in Wirklichkeit ist.“ Stattdessen weitet Mosebachs Antwort unseren Horizont, und zwar ganz sachgemäß: Was Petrus, Johannes und Jakobus auf dem Berge schauen, ist Jesu wahres, göttliches Wesen – und *zugleich* scheint ihnen jene Zukunft auf, die Gott seinen Geschöpfen insgesamt bereitet hat: teilzuhaben an seiner göttlichen Herrlichkeit, hineinverklärt zu werden in das Licht ohne Abend; einmal ganz klar, rein, sich selber versöhnt durchsichtig zu werden im dreifaltigen Strahlenglanz Gottes. Wenn die Wirklichkeit dieser Welt heilsam dort hingebraucht sein wird, wo sie nach Gottes Willen erst ganz sie selber sein wird. Es ist das Ziel unseres Hoffens, Glaubens, Streitens und Betens, dessen die Jünger in jenem Fenster der Gnade ansichtig wurden: „Herr, hier ist gut sein!“

Aber, nicht wahr, ein bisschen verpatzen die drei Jünger den erhabenen Moment, als sie ihn konservieren wollen. Pragmatische Handwerker möchten das flüchtige Erleben des Vollkommenen in feste Formen gerinnen lassen: „Wir wollen drei Hütten bauen, dir eine, Mose eine, und Elia eine.“ Aber – diese Lektion müssen sie lernen – noch ist es nicht soweit. Es ist kein Bleiben auf dem Berge der Verklärung; die Jünger müssen zurück (mit Jesus zurück!) ins Tal, in die Niederung des Alltäglichen, und dann auch in die äußerste Erniedrigung des Leidens, des Sterbens und der unheimlichen Stille des Grabes.

Dass es sich die guten Jünger lieber kommod gemacht hätten auf dem Gipfel (topographisch wie geistlich), das verstehen wir. Ist uns schon einmal die Frage gekommen, warum sie auf Tabors Gefilden nicht eine, sondern gleich *drei* Hütten errichten wollten? Was immer ihre Gründe waren: Uns möchte es scheinen, als ob die Jünger damit vorwegnehmen sollten, was später statt Gottes Reich auf Erden aufgerichtet wurde: die Kirche. Der Christ geht nicht gerne in eine Kirche zusammen mit den anderen Christen. Nein, stets müssen es mehrere sein, zwar nicht Hütten für Jesus, Mose oder Elia, aber eben doch Kirchen für

Katholiken, Evangelische und Orthodoxe (mindestens). Christi Lehren und seine Sakramente feiert die Christenheit lieber getrennt als gemeinsam. Und alle haben besten Gründe und bestechende Argumente, warum Leben und Lehre bei ihnen allein richtig seien (oder wenigstens dies: warum sie bei ihnen am *richtigsten* seien).

## II.

Nicht von Hütten spricht ein Wort des Herrn im Johannes-Evangelium. Erst recht nicht von Hütten, die hier in dieser Zeit und in diesem Kosmos zurechtzuzimmern wären. Aber von der verklärenden und beseligenden Zukunft Gottes mit seinen Geschöpfen (und dabei auch von *einer Art* von Hütten) spricht ein wundervolles Wort des Herrn, das er den Jüngern mit auf den Weg gibt, bevor er zum Leiden und Sterben aufbricht. Und deswegen gehört dieses Wort hierher. Es steht im 14. Kapitel des Johannes-Evangeliums:

„Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott und glaubt an mich! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so ist, hätte ich dann zu euch gesagt: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten? Und wenn ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, will ich wiederkommen und euch zu mir nehmen, damit ihr seid, wo ich bin.“

In der Geschichte der Auslegung dieser Stelle kann man verfolgen, wie gelehrten Theologen über Jahrhunderte hinweg um den Sinn dieser „vielen Wohnungen“ gerungen haben. Vor allem dies trieb sie dabei um: Warum sind es „viele“? Will Jesus andeuten, dass die Menschen *ihrem Lebenswandel entsprechend* in der Ewigkeit belohnt werden: die einen ein bisschen mehr, die anderen ein bisschen weniger? Bei den Kirchenvätern war das eine recht beliebte Deutung. Etwas zu salopp gesagt, hieße das dann: Für die Damen und Herren Märtyrer stehen im Himmel die Luxusappartements zur Verfügung, während der Normalchrist die durchschnittliche Mietswohnung gestellt bekommt, und zwar ohne Balkon und ohne Aufzug. Wer nach diesem Weltbild (oder besser: Himmelsbild) in den Kellerwohnungen hausen muss, das stellen wir lieber nicht vor.

So seltsam uns diese (hier freilich ein wenig persiflierte) Vorstellung vorkommen mag, St. Augustinus hat aus ihr einen äußerst tiefsinnigen Gedanken entwickelt: Die vielen Wohnungen sollen, so sagt er, „die verschiedenen Grade von Belohnungen in dem einen ewigen Leben“ bedeuten. „Denn anders ist der Glanz der Sonne, anders der Glanz des Mondes, anders der Glanz der Sterne; denn ein Stern unterscheidet sich vom anderen Stern an Glanz; so ist es auch mit der Auferstehung der Toten. Gleichsam wie Sterne empfangen im Reiche die Heiligen verschiedene Wohnungen von verschiedener Klarheit.“ Aber diese Verschiedenheit werde im Himmel nicht als Mangel oder als Ärgernis empfunden, weil – so Augustinus – Gott die Liebe ist. Und durch die Liebe, die Gott selbst ist, geschieht es, „dass, was jeder einzelne hat, allen gemeinsam sei. Denn wenn einer im andern liebt, was er selbst nicht hat, so hat er es auch selbst. Es wird daher kein Neid sein wegen der ungleichen Klarheit, weil in allen die Einheit der Liebe herrschen wird.“

Jenseits der unmittelbaren Deutung unserer Schriftstelle gibt es hier zweierlei zu bedenken: Erstens: Die Unterschiede zwischen den Menschen werden – irgendwie – bestehen bleiben. Wir werden auch im Himmel wir selber sein; wir werden nicht von einem eschatologischen Schwarzen Loch absorbiert werden. Wir werden – kehren wir ins Bild zurück

– in vielen, und zwar in individuellen Wohnungen bei Gott sein. Zweitens: Diese Verschiedenheit wird nicht mehr Anlass sein für Zank und Zwist und Neid. Es wird nicht die endlose Verlängerung dieses Lebens sein (das wäre ja nun alles andere als Seligkeit!). Sondern es wird eine Gemeinschaft in und mit Gott sein, in der Verschiedenheit bestehen bleiben kann, weil jeder – besser als Augustinus kann man es nicht sagen – weil jeder „im anderen liebt, was er selbst nicht hat“, und es so auch selbst hat.

### III.

Die Dinge der Endzeit sind nicht nur Zukunftsmusik. Vom Berge der Verklärung ist ja schon ein heller Schein in diese Weltzeit gefallen. Und so wird auch von der Bildrede der „vielen Wohnungen“ ein Lichtkegel in unsere Welt hineindringen.

Als Student (und auch später noch) verspottete ich genüsslich jene Universitätsprediger/innen, die meinten, mit Zitaten Goethes oder Adornos ihrer Predigt Glanz verleihen zu müssen – bzw. der biblischen Botschaft ein wenig auf die Sprünge helfen zu sollen. Dergleichen hielt (und halte ich eigentlich immer noch) für die Karikatur einer Predigt. Was soll ich sagen? Verbuchen Sie es unter der Rubrik *déformation professionnelle*, wenn ich nun, ganz *contre coeur*, Adorno zitiere. Um mich nicht mit falschen Federn zu schmücken, schicke ich voraus, dass die Minima Moralia durchaus nicht zur eisernen Ration meiner Bildungsvorräte gehören. Auf das Zitat des Frankfurter Meisters bin ich neulich gestoßen in einem Aufsatz über das Thema „Inklusion“. Es geht in diesem Aufsatz darum, dass Inklusion nicht auf Gleichmacherei hinausläuft (dadurch würde sie in ihr Gegenteil verkehrt), sondern auf das gute Miteinander der Verschiedenen abzielt. Und in diesem Zusammenhang führt der Autor Adornos 1944, im amerikanischen Exil entstandene Überlegungen an, die sehr präzise beschreiben, worum es auch mir in dieser Predigt zu tun ist. Adorno plädiert für die Anerkennung der Ungleichheit unter den Menschen: „Eine emanzipierte Gesellschaft [jedoch] wäre kein Einheitsstaat, sondern die Verwirklichung des Allgemeinen in der Versöhnung der Differenzen. Politik, der es darum im Ernst noch ginge, sollte deswegen die abstrakte Gleichheit der Menschen nicht einmal als Idee propagieren. Sie sollte statt dessen auf die schlechte Gleichheit heute, die Identität der Film- mit den Waffeninteressenten deuten, *den besseren Zustand aber denken als den, in dem man ohne Angst verschieden sein kann*.“

Sie erwarten von einer Predigt bitte nicht, dass sie dem hier ausschnitthaft wiedergegebenen Gedankengang in seiner Eigenlogik auch nur annähernd gerecht wird. Worauf es mir ankommt, ist nur der letzte Satzteil. Weil er ein Telos beschreibt, das man *auch* als ein christliches verstehen kann: „ohne Angst verschieden sein können“. So wird das in den ewigen Wohnungen ja einmal sein. Dass es heute noch nicht so ist, liegt auf der Hand. So ist es nicht in der Gesellschaft, so ist es nicht an der Universität und so ist es nicht in der Kirche. Das sind keine angstfreien Räume, in denen die Vielfalt ein gern gesehener Gast ist. Wenn Vielfalt mehr sein soll als Folklore.

#### IV.

Wie harmlos war das, als ein recht angesehener Tübinger Theologieprofessor zu meiner Studentenzeit sich noch verwundert darüber zeigte, dass sich manche Menschen in unserem Lande nicht freuen würden über die Migrationsbewegungen der letzten Jahre. „Also, wir in Tübingen hatten da neulich ein Fest der Nationen, auf dem verschiedene Volkstanzgruppen in ihren Landestrachten ... [Punkt, Punkt, Punkt]“. Einer der Zuhörer hat den Vortrag damals mit einem fast schon derben Zwischenruf unterbrochen. Die Probleme, die unter dem Stichwortpaar „Integration“/„Assimilation“ abrufbar sind, werden durch gut gemeinte Folkloredarbietungen weder sichtbar noch lösbar. Deswegen, weil sie die Verschiedenheit der Verschiedenen zum Dekor verharmlosen. Das wäre sozusagen eine „schlechte“ Vielfalt.

Manchmal erscheint mir das im Raum von Kirche und Theologie nicht viel anders zu sein. In feiertäglicher Rede wird die Pluralität des Protestantismus gerne gerühmt. Sie sei sein Markenzeichen. Über die Vielfalt von „Frömmigkeitsstilen“, ein gern gebrauchter Terminus, könne man sich nur freuen. Nun wussten es freilich schon so manche russische Philosophen besser, die im 19. Jahrhundert ihre Sommerfrische in Deutschland verbrachten und dort den Protestantismus studierten. Was sie mit steigender Verwunderung beobachteten, war eine Kirche, zu der Menschen gehörten, die sie, die Russen, ohne weiteres als Angehörige verschiedener Religionsgemeinschaften bezeichnet hätten. Sie wurden einer Kirche ansichtig, die in feindliche Lager zerfallen war, die sich leidenschaftlich befehdeten. Die Dauererregung mag heute ein wenig abgeebbt sein. Grundsätzlich hat sich an der Situation wenig geändert. Die Risse gehen tiefer, als es die niedliche Rede von den „Frömmigkeitsstilen“ wahrhaben will. Eher ist es eine Vielfalt von Orthodoxien, von – ein unmöglicher Plural – Rechtgläubigkeiten. Orthodoxien haben es an sich, mit dem Anspruch auf Ausschließlichkeit aufzutreten (ein Plural ist nicht vorgesehen).

Man täusche sich nicht: Subkutan vertreten auch die protestantischen Lager einen solchen Anspruch. Was *ich* sage, glaube und denke, das stimmt. Punkt. Natürlich ist der Streit um die Wahrheit, der Wettstreit um die bessere Einsicht etwas Gutes und Richtiges – und ersetzt einen eigenen Standpunkt zwingend voraus. Aber es ist leider nicht selbstverständlich, dass zuerst einmal die Angst schwungvoll von der Bühne gefegt wird, auf der dieser Streit ausgetragen werden soll. Unvermeidlich formieren sich je nach Kontext Mehrheiten und Minderheiten. In der Regel ist es nicht schön, zur Minderheit zu gehören. Fragen wir uns: Leben, glauben, arbeiten wir in einem Feld, in dem Zweifel, Widersprüche, aber eben auch ein Bekenntnis angstfrei geäußert werden können? Angst vor dem Scheiterhaufen muss heute niemand mehr haben. Das ist ein Fortschritt. Geblieben ist die Angst vor der Häme der anderen, die Angst vor der Ausgrenzung, die Angst, als dumm, als rückständig denunziert zu werden, oder die Angst, als glaubensloser Geselle gebrandmarkt zu werden. Der Möglichkeiten gibt es viele.

Nicht jede Orthodoxie nennt sich auch so. Auch wer dieses Etikett weit von sich weist, ist nicht vor der Versuchung gefeit, seinen Standpunkt mit den subtilen Mitteln der Einschüchterung rigoros durchzusetzen. Deswegen schlagen wir noch einmal unsere Stelle

aus dem Johannes-Evangelium nach. Wir schlagen sie nach, weil uns gerade nichts anderes in die Hände kommt, in den Tagebüchern von Victor Klemperer. Wir werden fündig im Eintrag am 26. April 1945. Dort heißt es: „Liberal ist, wer sich zu dem Satz bekennt: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ein Wissenschaftler, der dem nicht beipflichtet, ist kein Wissenschaftler.“

Wenn es uns geschenkt ist, an die versöhnte Vielfalt der himmlischen Wohnungen zu glauben, dann dürfen wir die Intention des Autors spielerisch verfremden und sagen: Die Unterschiede, die sich so manches Mal zwischen uns auftun – und die wirkliche, echte, schmerzliche, ärgerliche, Mark und Bein unseres Glaubens berührende und verletzende Unterschiede sind – diese Unterschiede wollen wir im Licht, ja im Licht*glanz* der Ewigkeit sehen. Paul Tillich hat in einer Predigt dazu geraten, bei jedem Menschen, der einem begegnet, sich vorzustellen: Auch für ihn hat Gott eine ewige Wohnung bereitet. Wir sind – Gott sei Dank, müssen wir sagen – nicht die Vermieter und nicht die Makler der vielen Wohnungen, von denen Christus spricht. Nicht wir bestimmen, wer da hineinkommt. Wenn wir das wissen, gehen wir vielleicht ein wenig gnädiger miteinander um.

Einem bekannten Theologen unserer Zeit wurde einmal die Frage gestellt, wie viele Wege es zu Gott gibt. Die schöne Antwort lautete: So viele Wege, wie es Menschen gibt. – Sollten Sie dieses Zitat (es ist das letzte für heute) nicht kennen, haben Sie jetzt eine kleine Aufgabe für zu Hause, sofern Sie ans Internet angeschlossen sind. Finden Sie heraus, von wem es stammt! „Es gibt so viele Wege zu Gott, wie es Menschen gibt“ in einer Suchmaschine Ihrer Wahl führt unweigerlich zum Ziel.

Also könnte sich das nachher so zutragen:

„Wie war’s im Gottesdienst?“

„Toller Chor. Nur die Predigt war zu lang.“

„Worum ging’s denn?“

„Um Vielfalt.“

„Ah so ...? Und, was hat er gesagt?“

„Irgendwie ist er dafür.“

„Und was noch?!“

„Muss ich erst googeln.“

## Die Opferung Isaaks – eine Kurzgeschichte

Judika, Fünfter Sonntag der Passionszeit, 13.4.2011

Nach diesen Geschichten versuchte Gott Abraham und sprach zu ihm: Abraham! Und er antwortete: Hier bin ich. Und er sprach: Nimm Isaak, deinen einzigen Sohn, den du lieb hast, und geh hin in das Land Morija und opfere ihn dort zum Brandopfer auf einem Berge, den ich dir sagen werde. Da stand Abraham früh am Morgen auf und gürte seinen Esel und nahm mit sich zwei Knechte und seinen Sohn Isaak und spaltete Holz zum Brandopfer, machte sich auf und ging hin an den Ort, von dem ihm Gott gesagt hatte. Am dritten Tage hob Abraham seine Augen auf und sah die Stätte von ferne und sprach zu seinen Knechten: Bleibt ihr hier mit dem Esel. Ich und der Knabe wollen dorthin gehen, und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen. Und Abraham nahm das Holz zum Brandopfer und legte es auf seinen Sohn Isaak. Er aber nahm das Feuer und das Messer in seine Hand; und gingen die beiden miteinander. Da sprach Isaak zu seinem Vater Abraham: Mein Vater! Abraham antwortete: Hier bin ich, mein Sohn. Und er sprach: Siehe, hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Schaf zum Brandopfer? Abraham antwortete: Mein Sohn, Gott wird sich ersehen ein Schaf zum Brandopfer. Und gingen die beiden miteinander.

Und als sie an die Stätte kamen, die ihm Gott gesagt hatte, baute Abraham dort einen Altar und legte das Holz darauf und band seinen Sohn Isaak, legte ihn auf den Altar oben auf das Holz und reckte seine Hand aus und fasste das Messer, dass er seinen Sohn schlachtete. Da rief ihn der Engel des HERRN vom Himmel und sprach: Abraham! Abraham! Er antwortete: Hier bin ich. Er sprach: Lege deine Hand nicht an den Knaben und tu ihm nichts; denn nun weiß ich, dass du Gott fürchtest und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont um meinetwillen. Da hob Abraham seine Augen auf und sah einen Widder hinter sich in der Hecke mit seinen Hörnern hängen und ging hin und nahm den Widder und opferte ihn zum Brandopfer an seines Sohnes statt.

1 Mose 22,1–13

Leo Krämer hastete den letzten Treppenabsatz hinauf in den zweiten Stock des Theologiums. Sein Blick fiel auf die Uhr am Ende des dunklen Korridors, in dem sich die Seminarräume befanden. Der Minutenzeiger schnappte gerade auf 16.15 Uhr: Gerade noch rechtzeitig! Leo schlüpfte erleichtert in den Raum. Kratzmann, sein Professor, konnte Zu-Spät-Kommen nicht leiden und hatte Leo schon ein paar Mal vor versammelter Mannschaft Exkurse über den Zusammenhang von Pünktlichkeit und Höflichkeit gehalten. Das blieb Leo heute erspart. Während Kratzmann noch seine Papiere ordnete, zwängte sich Leo an den in Hufeisenform gestellten Tischen vorbei, um auf einen freien Platz in der hinteren Ecke zu kommen. Dort saß er den Dozenten nicht frontal, sondern schräg gegenüber. Das war Leo ganz recht.

Neben Hellmuth Kratzmann, dem Ordinarius für Alttestamentliche Theologie und Verfasser eines viel benutzten Arbeitsbuches zur Bibelkunde, gab es zwei weitere Dozenten. Leo Krämer hatte sich zum ersten Mal für ein interdisziplinäres Seminar angemeldet. Er war im 9. Semester. Da wurde es Zeit für so etwas – meinten zumindest seine Freunde, die ihm von solchen Seminaren schon öfters vorgeschwärmt hatten. Spannend sei das, wenn die Profs miteinander diskutierten, sich in die Enge trieben und sich zu übertrumpfen ver-

suchten. Gewinner und Verlierer dieser akademischen Turniere wurden in der Mensa genau taxiert. Tina hatte neulich, ohne Widerspruch zu dulden, verkündet: „Kratzmann steckt sie eh alle in die Tasche.“ Sie verehrte ihn. Seit zwei Monaten war sie seine studentische Hilfskraft. Die anderen beiden Dozenten in dem Seminar hielt sie für Leichtgewichte. Leo wollte widersprechen, aber er traute sich nicht.

Obwohl, oder gerade weil er kaum etwas davon verstand, was sie sagte, hielt er große Stücke auf die Systematische Theologin, die jetzt – wie stets – ein wenig steif neben Kratzmann saß: Edeltraud Philippi, deren streng nach hinten gebundenes Haar so grau war wie ihr immer gleiches Kostüm. Leos Freunde behaupteten, sie habe sich in jüngeren Jahren durch eine recht eigenwillige Kierkegaard-Interpretation einen Namen gemacht. Als dritter Dozent hatte am vorderen Tisch der Privatdozent für Kirchengeschichte, Hanfried Kümmerling, Platz genommen, der nervös an seiner nachlässig gebundenen Krawatte nestelte. Über Kümmerlings Arbeiten war in Leos Clique eigentlich nichts Genaues bekannt. Es interessierte auch niemanden.

Kratzmann eröffnete die Sitzung, begrüßte die anderen beiden Dozenten flüchtig und erinnerte an die Arbeitsaufträge, die für heute zu erledigen waren. Auf dem Programm stand Genesis 22, die „Opferung Isaaks“. „Ein zentraler Text für unser Seminarthema: Die dunklen Seiten Gottes in der Bibel.“ Kratzmann schaute in die Runde: „Ich hoffe, diesmal haben Sie die Leseaufträge rechtzeitig im Seminarordner gefunden, so dass wir in ein fruchtbares Gespräch über neuere exegetische Entwürfe zu diesem Text eintreten können.“ Kratzmann fasste den Inhalt der Geschichte kurz zusammen: Abraham, der Stammvater Israels, erhält den Auftrag, seinen Sohn zu opfern. Dabei sei jedem Hörer der Geschichte klar, was auf dem Spiele steht: die Heilszusage Gottes an Abraham, ihn zu einem großen Volk zu machen und in ihm alle Generationen auf Erden zu segnen (Gen 12,2). Detailliert und prosaisch – „hebräische Erzählkunst!“ – beschreibe der Text, wie Abraham alle Vorbereitungen für das Opfer trifft und drei Tage lang mit Isaak und seinen Knechten unterwegs ist, ehe er zu dem Berg kommt, an dem er das Messer an die Kehle seines Sohnes setzt. Im letzten Moment ruft dann ein Engel vom Himmel: „Lege deine Hand nicht an den Knaben und tu ihm nichts; denn nun weiß ich, dass du Gott fürchtest und hast deines einzigen Sohnes nicht verschont um meinetwillen.“ Leo kannte die Geschichte – auch ohne Vorbereitung auf die Sitzung. Tina saß auf der anderen Seite des Hufeisens. Sie hatte heute ihren rosafarbenen Lippenstift aufgetragen. Das sah gut aus.

Sie meldete sich, als Kratzmann die ersten Fragen zur Komposition des Textes stellte. Tina wusste, dass der erste Vers eine Art Überschrift bilde: Gott prüft Abraham. Außerdem würde der Gang der Handlung verklammert durch die verschiedenen Anreden, auf die jeweils ein „Hier bin ich“ folge. Das sei der Fall bei der Anrede Gottes an Abraham (Vers 1), der Anrede Isaaks an seinen Vater (Vers 7) und der Anrede des Engels an Abraham (Vers 11). Andere Studenten wussten noch „makrosyntaktische Strukturmomente“ zu nennen, jeweils mit Verszahl. Kratzmann nickte anerkennend, aber auch ungeduldig. Er wollte zu seinen „neueren Entwürfen“ kommen. Und wie meistens referierte er nun selber.

Es sei ja allen klar, dass die alte religionsgeschichtliche Deutung obsolet sei, wonach die Ablösung von Menschen- durch Tieropfer in archaischer Zeit hinter dem Text stehe. Leo



wusste nicht, warum diese Deutung unhaltbar sein sollte. Ihr Religionslehrer am Gymnasium hatte ihnen das damals so erklärt.

Ein wesentlicher Fortschritt der Wissenschaft sei es gewesen, so der Alttestamentler weiter, die Erzählung nicht mehr auf der Ebene der individuellen Personen, sondern der historischen Erfahrung des alten Israel verstanden zu haben. Der Verlust des Tempels im Jahre 587 vor Christus habe zu einer radikalen religiösen Krise geführt. Eben jene Situation sei durch die Abraham-Isaak-Erzählung theologisch bearbeitet worden. Man habe angenommen, dass die Geschichte in jener Zeit entstanden sei, als das Volk an den Verheißungen Gottes zu verzweifeln drohte. Mit der Geschichte sollte das Volk gewiss gemacht werden, dass es – wider allen Augenschein – auch im Exil eine Zukunft mit seinem Gott habe.

„Wie Sie gelesen haben“, fuhr Kratzmann fort, „stellen neuere exegetische Entwürfe die Erzählung jedoch in den weiteren Kontext des Pentateuch, wo von Bundes- und Opfertheologie die Rede ist.“ Es gehe um verwandte Motive einer kanonisch-intertextuellen Lektüre, die Genesis 22 in seiner ganzen Bedeutungsvielfalt erschließe. Kratzmann ratterte eine Liste von Bibelstellen herunter, die aus dem Pentateuch, also den fünf Büchern Mose, stammten: Genesis 12,1–9; Genesis 21,2–12; Exodus 3–4; Exodus 19–24; Leviticus 1–9,16; Deuteronomium 8,2–6 usw. Leo wusste, dass sein Professor, aber auch manche seiner Mitstudenten, solche Kaskaden von Stellenangaben ungerührt herunterbeten konnten. Was sich hinter diesem Zahlensalat verbarg, war Leo in der Regel schleierhaft. Wieder einmal dachte er an das Examen: Musste man da alle Bibelstellen, bis hinter das Komma genau, auswendig können? Leo fürchtete sich vor dem Examen.

Kratzmann war inzwischen weiter vorangeschritten. Der kanonische Vergleich zeige, dass wesentliche Erfahrungen Israels mit Gesetz und Kult in die Abraham-Isaak-Erzählung eingegangen seien. Wie die Tötung Isaaks vorbereitet werde, spiele eindeutig auf die rituelle Schlachtung im Tempelkult an. Von diesem Kult aus, dem Brandopfer, sei die Erzählung entworfen. Sie interpretiere diese Verrichtungen und stelle sie in einen ausgreifenden geschichtlichen Horizont: Von Beginn an habe Gott Israel zum „Opfer“ bestimmt. Darin bestehe seine Erwählung. Und diese Erwählung äußere sich darin, dass das Volk den Gehorsam gegen Gott schon in seinem Erzvater lerne und Gott in allen späteren Generationen diene. Für die Datierungsfrage bedeute das auf alle Fälle, dass die Erzählung den Tempelkult voraussetze.

Kratzmann machte eine Pause. Tina meldete sich: „Könnte man sagen, dass Genesis 22 sich zu den schon vorliegenden Stoffen des Pentateuch wie eine Makroglosse verhält?“ Kratzmann adelte Tina mit einem: „Ausgezeichnet!“ In der Tat würden bundes- und opfertheologische Motive in Genesis 22 erzählerisch gebündelt und in die Väterzeit zurückprojiziert. Bei der Opferung Isaaks gehe es um nichts weniger als um das Selbstverständnis Israels.

Es war Leo nicht entgangen, dass ein Anflug von Röte über Tinas Gesicht gehuscht war, als Kratzmann sie lobte. – „Makroglosse“! Woher hatte sie das nur? – Unwillkürlich fing Leo an, nach einem logischen Fehler in Kratzmanns Herleitung zu suchen. Vielleicht war ihr

Religionslehrer wirklich nicht auf der Höhe der Zeit gewesen, als er ihnen etwas von Menschen- und Tieropfern erzählt hatte. Aber – das schlich sich in Leos Erinnerung – sie hatten damals in der Schule ziemlich lange darüber diskutiert, was das für ein Gott sei, der Abraham so grausam auf die Probe stellt. Konnte, wollte man an so einen Gott glauben? Leo legte sich in Gedanken zurecht, was er morgen in der Mensa sagen würde: Dass auch die „kontextuelle“ Auslegung des Textes das eigentliche Problem gar nicht löse: Dass es aufs Gleiche herauskomme, ob Gott einen Einzelnen oder ein ganzes Volk beinahe in den Untergang führt, um seinen Glauben zu testen. Beides wäre zynisch. Das würde er, Leo, morgen sagen, wenn Tina wieder dabei war in der Mensa.

Die letzten Sätze Kratzmanns hatte Leo nicht mitbekommen. Es musste wieder um den knappen Erzählstil der Bibel gegangen sein. Jedenfalls betonte Kratzmann, dass man nichts über das Innenleben der beteiligten Personen erfahre. In der Geschichte werde auch kaum gesprochen. Das alles verbiete die psychologisierenden Interpretationen, von denen es in der Auslegungsgeschichte nur so wimmle.

Nun schaltete sich Edeltraud Philippi ein: „Ihre letzte Beobachtung will ich gerne aufgreifen, Herr Kollege. Sie haben ganz richtig bemerkt, dass in der Szene kaum gesprochen wird. Um das Schweigen zu verstehen“ – sie machte eine gedankenschwere Pause – „im eigentlichen Sinne des Wortes zu *verstehen*, müssen wir aber noch eine gewisse Anstrengung im Denken auf uns nehmen. Mit Hinweisen auf altorientalische Erzähltechniken ist es wohl nicht getan.“ Kratzmann lehnte sich zurück und setzte sein ironisches Lächeln auf, das von vorne herein ein gespielter Mitleid mit den krausen Gedankensprüngen seiner Kollegin signalisieren sollte. Leo kannte dieses Lächeln. Und er hasste es. Philippi fuhr unbeirrt fort: „Abraham *kann* nicht reden; denn alles Erklärende kann er nicht sagen, nämlich dass das, was er tut, eine Prüfung ist, und zwar eine solche, bei der das Ethische die Versuchung ist.“ Leo schrieb mit und ärgerte sich, dass zumindest *er* noch nichts verstand. Er versuchte trotzdem angestrengt zu folgen, als sich ein Exkurs über die Sprache im Allgemeinen anschloss, der mit einem Seitenhieb auf Kant endete. In seinem Schweigen sei Abraham ein „Emigrant aus der Sphäre der Sprachlichkeit im Allgemeinen“. Philippi hatte diese letzten Worte betont langsam gesprochen. Sie schienen bedeutsam zu sein. Leo schrieb mit. Ferner kam die Professorin auf zwei Bewegungen zu sprechen, die sie bei Abraham entdeckte: die Bewegung der Resignation und die Bewegung des Glaubens. Abraham sei bereit, Isaak, seine einzige Hoffnung, zu opfern. Und gleichzeitig hoffe er doch, dass es Gott möglich sei, seine Verheißung zu erfüllen, nämlich – wieder betonte Philippi jedes Wort – „kraft des Absurden“.

Nur ein einziger Satz sei von Abraham überliefert; eben jener, mit dem er auf Isaaks Frage, wo das Lamm zum Brandopfer sei, geantwortet habe: „Gott wird sich ein Lamm zum Brandopfer ansehen, mein Sohn.“ Dieses Wort sei paradox, wenn man so wolle: in der Form der Ironie gesprochen. „Denn Abraham“, so Edeltraud Philippi weiter, „sagt etwas und sagt doch nichts. Auf die Frage des Sohnes konnte Abraham nicht so tun, als wisse er nicht die Antwort. Er weiß, dass Isaak selbst das Lamm ist, und dass er bereit ist, Isaak zu opfern. Aber er weiß auch, dass er das nicht sagen kann, weil es sich nicht sagen lässt. Also antwortet er, *Gott* werde sich ein Lamm zum Brandopfer ansehen. Genau darin sehen wir die

Doppelbewegung von Resignation und Glaube kraft des Absurden. Insofern sagt Abraham keine Unwahrheit; denn kraft des Absurden ist es ja möglich, dass Gott etwas ganz anderes tun könnte.“

Leo hatte schon bei der ersten Erwähnung des „Absurden“ seinen Stift bei Seite gelegt. Das Referat über das Paradox des Glaubens, mit dem Philippi ihrem Ziel entgegen zu steuern schien, hörte er nur noch wie durch einen Schleier: dass der Glaube alle Gewissheit, auch über Gott, aufs Spiel setze; oder dass der Glaube ein Wagnis sei, in dem der Einzelne als Einzelner in einem absoluten Verhältnis zum Absoluten stehe ... – Leo schaute aus dem Fenster. Im Hof zeigte sich das erste Grün an den Bäumen und Büschen. Die ersten Strahlen der Frühlingssonne schienen blass über einen noch winterklaren Himmel.

Leo dachte an die letzte große Feier in seiner Familie. Eine entfernte Cousine im Schwarzwald hatte geheiratet und seine Eltern hatten ihn mitgenommen. Es war schon spät, nach der unvermeidlichen Entführung der Braut, als Onkel Günther sich zu Leo an den Tisch gesetzt hatte. Günther hatte ein Glas zu viel getrunken. Er fing damit an, dass Leo ja ein Theologe sei, also ein gläubischer Mensch. Das seien gute Menschen. Onkel Günther fasste ihn dabei fest am Oberarm. Er war nicht Streitbar aufgelegt, sondern ganz ernst: „Aber Gott, das musst Du wissen, mein Junge, Gott kann es doch nicht geben.“ Und dann zählte Günther auf, was in den Wochen zuvor alles in den Nachrichten gestanden war: Naturkatastrophen auf anderen Kontinenten, Amok-Läufe irgendwelcher Irren, Bilder von hungrigen Kindern etc. Leo hatte einen Kloß im Hals. Warum war er bloß mitgekommen, wo er seine Cousine doch kaum kannte? Leo wusste, dass Günthers ältester Sohn kurz nach dem Abitur verunglückt war. Die Eltern hatten erzählt, dass er nie ganz darüber hinweg gekommen sei. Der Onkel beendete seine Aufzählung von Katastrophen aller Art: „Entweder es gibt keinen Gott, oder Gott ist ein Sadist.“ Dann ließ er Leos Arm los, griff nach seinem Bier und schaute Leo mit glasigen Augen an. Jedes Mal, wenn sich Leo an diesen Moment erinnerte, spürte er wieder die Scham: wie er rot angelaufen war, fiebrig nach einer schlagfertigen Antwort gesucht hatte – und dass er geschwiegen hatte.

Ja, hätte er denn sagen sollen, dass Gott absurd ist? Hätte er dem Onkel eine Vorlesung über die Geschichte Israels halten sollen? Ärgerlich schaute Leo wieder zum Dozenten-tisch. Kratzmann und Philippi hatten sich mittlerweile in einen Disput verheddert, in dem es um Hermeneutik und Textverstehen ging. Leo bekam davon gerade noch so viel mit, dass Kratzmann keine Lust hatte, auf die letzte Entgegnung seiner Kollegin zu antworten. Etwas genervt neigte er sich zur Seite: „Herr Kümmerling, sagen Sie doch auch mal was, wenn Sie schon hier sitzen.“

Privatdozent Kümmerling zuckte zusammen. Er rückte seine Brille zurecht und schaute vorsichtig zu Kratzmann: „Wenn Sie meinen, kann ich gerne ein paar Beobachtungen zur Auslegung der Kirchenväter vortragen. Aber vielleicht passt das hier nicht so ganz.“ „Nein, nein, machen Sie ruhig, Kümmerling, machen Sie ruhig.“ Kratzmann lehnte sich wieder zurück. Edeltraud Philippi blickte starr nach vorne.

Nervös und umständlich machte Kümmerling zuerst ein paar, wie er es nannte, „Vorbe-merkungen“. Das Seminar dauerte nun schon eine ganze Weile und Leo fiel es schwer, sich

zu konzentrieren. Außerdem konnte er mit den Namen und Begriffen, die Kümmerling erwähnte, wenig anfangen: allegorische Interpretation, Neuplatonismus, Gregor von Nyssa oder Origenes. Bei letzterem hielt sich Kümmerling länger auf. Musste man Origenes kennen? Leo dachte wieder an das Examen.

Der Student, der neben Leo saß, unterdrückte ein Gähnen und packte seine Schreibutensilien geräuschvoll in die Tasche, als Kümmerling auf Abrahams Antwort an Isaak zu sprechen kam: „Gott wird sich ein Lamm zum Brandopfer ansehen, mein Sohn.“ „An der Auslegung dieses Satzes können wir beobachten, wie aufmerksam Origenes dem Bibeltext folgt, wobei wir hier natürlich an den griechischen Text denken müssen. Origenes stellt fest, dass die Frage des Sohnes („Wo ist das Lamm für das Brandopfer?“) im Präsens steht. Die Antwort des Vaters („Gott wird sich das Lamm selbst aussuchen“) steht dagegen im Futur. Deswegen ist es für Origenes klar, dass dieses Lamm ein zukünftiges sein müsse, d.h. dass Abraham hier andeutungshaft von Christus, dem wahren Gotteslamm, spricht.“ Der Student neben Leo schob jetzt seinen Stuhl zurück, was ein leises Quietschen verursachte, stand auf und verließ vorzeitig den Raum mit einem kurzen Nicken in Richtung des Dozentenstuhls. Das sah lässig aus. Kratzmann, der solches Betragen sonst nicht durchgehen ließ, sagte diesmal nichts. Kümmerling verhaspelte sich und blätterte verlegen in seinen Papieren.

Dann fuhr er fort: „Für Origenes finden sich in unserem Text deutliche Züge, die Isaak als Vorausbild auf Christus zeichnen. Dazu gehört, dass Isaak selbst das Holz für das Brandopfer trägt. Von Christus heißt es, er habe sein Kreuz selber getragen (Joh 19,17). Origenes notiert auch, dass es nach Lev 1,7 die Aufgabe der Priester ist, das Holz für das Brandopfer zu holen. Damit wird Isaak zugleich zum Opfer und zum Priester. Und auch das macht ihn zum Typus für Christus, der am Kreuz zugleich Opferlamm und Opferpriester war und so die Welt mit Gott versöhnt hat. Wir sehen also auch bei Origenes ein feines intertextuelles Gewebe von Bezügen zur Opferthematik, ganz ähnlich wie Sie, Herr Kratzmann, das uns auch vorgeführt haben.“ „Mit Ihrem Origenes hatte das aber nichts zu tun“, brummte Kratzmann.

Kümmerling schluckte und sprach weiter: „Auch der Glaube Abrahams wird von Origenes in Beziehung gesetzt zu Christus. Dass Abraham den Befehl Gottes ausführen will, erklärt Origenes damit, dass Abraham daran glaubte, dass Isaak auferstehen werde. Ich darf einmal wörtlich zitieren: ‚Abraham glaubte daran, dass etwas geschehen werde, was bis dahin noch nie geschehen war. ... Abraham wusste, dass er die Gestalt der zukünftigen Wirklichkeit im Bild vorwegnahm, er wusste, dass Christus als sein Nachkomme geboren würde, der als einzig rechtmäßiges Brandopfer für die ganze Welt dargebracht werden und von den Toten auferstehen sollte.‘ Vielleicht taucht hier möglicherweise ein Gedanke auf, der an die ‚Bewegung des Glaubens‘ erinnert, von der Sie, Frau Philippi, vorhin gemeint haben, ...“

„Dann haben Sie mich nicht verstanden“ unterbrach ihn Edeltraud Philippi mit tonloser Stimme. Kratzmann schaltete sich ein: „Wie auch immer, wir danken Ihnen, Herr Kümmerling für Ihren Beitrag. Es ist doch immer wieder lehrreich zu sehen, auf welche Abwege die Exegese im Laufe der Geschichte gekommen ist.“ Leo schaute zu Tina. Sie hatte sich

tief in ihren Stuhl zurückgelehnt. Und Leo kam es vor, als würde sie auch Kratzmanns mitleidiges Lächeln nachmachen. Kratzmann, Philippi, einige Studenten meldeten sich nun zu Wort. Sie waren sich einig, dass eine solche christologische, allegorische oder typologische Auslegung Unsinn sei. Kümmerling nestelte an seiner Krawatte und sagte nichts. Leo hatte Mitleid mit ihm. In der Mensa würde er morgen eine Lanze für Kümmerling brechen, auch wenn er damit ganz allein stünde. Das nahm sich Leo fest vor. Und zugleich wusste er ganz tief in seinem Inneren, dass ihm der Mut dazu fehlen würde.

Trotzdem fasste er den Vorsatz: Er würde sagen, dass der Origenes nicht dumm war. Vielleicht sollte er diesen Origenes vorher noch ein bisschen googeln. Er würde sagen ... Leo musste plötzlich an das kleine Kreuz aus Kupfer denken, das ihm die Pfarrerin zur Konfirmation geschenkt hatte und das er von zu Hause mitgenommen und in seinem WG-Zimmer an die Wand neben dem Bett gehängt hatte. Er würde sagen, dass man dort, am Kreuz, die Antwort suchen müsse, warum es manchmal so furchtbar zugehe auf dieser Welt und man trotzdem an Gott glauben könne.

Er dachte jetzt nicht mehr daran, ob seine Gedankenketten irgendwem imponierten. Er wollte das Unvereinbare zusammendenken: Dass Gott Schrecken und Liebe zugleich sei. Und dass Gott diesen Widerspruch in sich selber austrug. „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Dieser Schrei stieg in Leo auf. Er wusste, dass es nicht *sein* Schrei war, sondern die letzte Verzweiflung eines Anderen, der darin die ganze Not der Welt Gott ins Angesicht geschrien hatte. In diesem Moment war sich Leo ganz sicher, dass jeder Zweifel und jedes Leid von dieser letzten Gottverlassenheit immer unterfasst sein würden, weil sie die Gottverlassenheit Gottes selbst war. Der Engel hatte zu Abraham gesagt: „Du hast deinen einzigen Sohn nicht verschont um meinetwillen.“ Aber dieses Wort war nur gesprochen worden, um jenes andere Wort vorzubereiten: Dass Gott seinen einzigen Sohn nicht verschont hat – um unseretwillen.

Draußen neigten sich letzte Sonnenstrahlen über die Dächer. In der Abenddämmerung verloren die Gebäude auf dem Campus ihre scharfen Umrisse.

Könnte es sein, dass die furchtbaren Umwege, die Gott mit seinen Geschöpfen so lange abschnitt, im Schrei am Kreuz schon alle versammelt gewesen waren und in diesem Opfer irgendwie einen Sinn gehabt hätten? Wie leicht würde alles sein, wenn Gott den Vorhang des grausamen Welttheaters einmal wegreißen würde und wir in sein Herz, das vor Liebe brannte, hineintauchen könnten.

Leo wollte das alles noch klarer fassen. Da riss ihn das allgemeine Geklopfe auf den Tischen unsanft aus seinen Gedanken. Das Seminar war beendet.

Wir wissen nicht, ob Leo das Geheimnis, das er von ferne schaute, je wieder berührt hat. Nur so viel ahnen wir, dass Leo Krämer in dieser Woche noch einige schlaflose Nächte vor sich haben sollte. Denn als er den Raum verließ, wurde er an etwas erinnert, was er völlig vergessen hatte. Im Vorbeigehen tippte ihm Tina auf die Schulter: „War ziemlich anspruchsvoll heute, oder? Bin schon gespannt, wie Du das alles unter einen Hut bekommst. Um das Protokoll beneide ich Dich jedenfalls nicht ...“

## Vom Gotteslob der Mühseligen und Beladenen

Vierter Sonntag nach Ostern (Kantate), 10. Mai 2009

So zieht nun an als die Auserwählten Gottes, als die Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld; und ertrage einer den andern und vergebt euch untereinander, wenn jemand Klage hat gegen den andern; wie der Herr euch vergeben hat, so vergebt auch ihr! Über alles aber zieht an die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. Und der Friede Christi, zu dem ihr auch berufen seid in *einem* Leibe, regiere in euren Herzen; und seid dankbar. Lasst das Wort Christi reichlich unter euch wohnen: Lehrt und ermahnt einander in aller Weisheit; mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern singt Gott dankbar in euren Herzen. Und alles, was ihr tut mit Worten oder mit Werken, das tut alles im Namen des Herrn Jesus und dankt Gott, dem Vater, durch ihn.

Kolosser 3,12–17

Zu der Zeit fing Jesus an und sprach: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du dies den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. Ja, Vater; denn so hat es dir wohlgefallen. Alles ist mir übergeben von meinem Vater; und niemand kennt den Sohn als nur der Vater; und niemand kennt den Vater als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will. Kommt her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken. Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.

Matthäus 11,25–30

### I.

„Gott loben, das ist unser Amt.“ Der Abschnitt aus dem Brief an die Kolosser, den wir als erste Lesung gehört haben, beschreibt so etwas wie ein Idealbild der christlichen Gemeinde: So soll es zugehen, wenn die von Gott Erlösten zusammenkommen. Da ist vom gegenseitigen Vergeben die Rede, vom Erbarmen, das wir einander schulden. Die frohmachende Botschaft von Christus wird weitergesagt. Und es wird gesungen, und das nicht zu knapp. Psalmen, Lobgesänge und geistliche Lieder werden angestimmt: Nicht bloß äußerlich mit den Lippen, sondern von innen her, aus dem Herzen heraus erklingt das Lob Gottes.

Das Singen ist keine Nebensache. Ohne ihren Gesang ist eine christliche Gemeinde gar nicht vorstellbar. Der Sonntag Kantate macht uns das so recht bewusst. Als „Sonntag der Kirchenmusik“ wird er in manchen Landeskirchen als Termin gewählt, an dem den neuen Kantorinnen und Kantoren, Kirchenmusikdirektorinnen und -direktoren ihre Ernennungsurkunden überreicht werden. Bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten erinnert sich die evangelische Kirche gerne und zu Recht an ihr stolzes musikalisches Erbe. Vermutlich werden Festreden und Predigten an diesem Sonntag nur ungern darauf verzichten, einen Griff in den reichen Zitatenschatz Martin Luthers zu tun, der manch hinreißende Wendung zu Frau *Musica*, der „herrlichen und schönen Gabe Gottes“, bereit hält. *Musicam semper amavi*, hat der Reformator einmal bekannt. „Die Musik habe ich stets geliebt.“

Für die Theologenzunft sind wohl vor allem die grundsätzlichen Äußerungen Luthers von Interesse, die sich in einem Brief an Ludwig Senfl finden, dem Hofkapellmeister der bayerischen Herzöge. Mit Senfl, einem der gefragtesten Komponisten seiner Zeit, verband Luther eine herzliche Freundschaft. „Ich urteile frei heraus und scheue mich nicht zu behaupten, dass nach der Theologie keine Kunst sei, die der Musik gleichzustellen wäre, weil sie allein nach der Theologie das schenkt, was sonst allein die Theologie schenkt, ein ruhiges und fröhliches Herz.“ Die Propheten hätten ihre Theologie deswegen auch oftmals in Musik gefasst, „wenn sie die Wahrheit in Psalmen und Lieder verkündigten“. Gott selber hat für Luther die Musik erschaffen und schenkt sie uns zum Gebrauch: *Sic Deus praedicavit euangelium etiam per musicam*. „So hat Gott sein Evangelium auch durch die Musik gepredigt.“

Wer möchte bezweifeln, dass die Musik eine Gottesgabe sei, wenn wir beispielsweise einem Klavierkonzert Mozarts lauschen dürfen? Und wem leuchtete es nicht ein, dass da gerade Gott selber gepredigt hat, wenn am Ende einer Aufführung der Bach'schen Matthäuspassion der Schlusschoral verklungen ist.

## II.

Freilich: Wir müssen Luthers Brief an den Münchener Hofkapellmeister noch weiter lesen, um uns sozusagen wieder auf den Boden der Tatsachen holen zu lassen: Die himmlische und löbliche Kunst der *Musica* haben wir doch nur in irdenen Gefäßen. Denn Luther macht kein Hehl aus seinem Verdruss darüber, dass sein Landesherr, der sächsische Kurfürst, viel zu wenig Geld für die Musikpflege ausgibt. Obwohl die stur katholischen Herzöge Bayerns seine ärgsten Feinde seien, will ihnen Luther das doch hoch anrechnen: dass sie die Musik in Ehren halten – und dass sie sich das, so der Reformator, anders als ihre protestantischen Kollegen auch etwas kosten ließen. Meiner Erfahrung nach wird dieser Teil des Briefes in kirchenmusikalischen Feierstunden eher selten zitiert.

Die evangelische Kirchenmusik in unseren Breiten ist zweifelsohne noch immer zu beeindruckenden Leistungen fähig. Am reichen Programm der Marburger Gemeinden, gerade auch unserer Universitätskirche, kann man sich das vor Augen und Ohren führen.

„Aber“ – so schürze ich in meiner Predigt den Knoten: Jetzt folgt das „aber“: Es gibt nicht bloß kulturell renommierte Kirchen, sondern auch die (darf ich das so sagen?) „durchschnittlichen“ Gemeindegottesdienste, die, vorsichtig ausgedrückt, eher keine konzertanten Leckerbissen im Sortiment führen. Ich beobachte auch, dass die Zahl der Gemeinden ohne eigenen Kirchenchor wächst. Und ich weiß von manchen Kirchengeschäften, die unter dem Diktat des allgemeinen Sparzwanges den Etat der Kirchenmusik empfindlich kürzen. Von einem engagierten Kantor habe ich auch dies gehört: Er würde es schon seit längerem nicht mehr wagen, eine der bekannten Passionen Bachs oder gar ein großes Oratorium von Mendelssohn-Bartholdy aufzuführen. Das sich elitär gebende Feuilleton der lokalen Presse neige zu Verrissen. Die musikkundigen Besucherinnen und Besucher hätten diverse Einspielungen auf CD im Ohr und würden die Darbietungen des Chores – unfreiwillig – daran messen. Wer aber möchte sich stets an Gardiner und Harnoncourt messen lassen?

Die Mittel unserer Kirche sind beschränkt. Hier ist der Ort, an dem ich das Evangelium des heutigen Sonntags ins Spiel bringen möchte. Was hat der Abschnitt aus Matthäus 11 eigentlich an einem Sonntag verloren, der mit dem freudigen „Kantate“ überschrieben ist? Mir ist dazu folgende Begebenheit eingefallen, die uns zur Kernaussage des heutigen Evangeliums hinführen mag:

Während meiner Zeit als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bonn hatte ich einmal mit einer Gruppe interessierter Studierender den Gottesdienst in einer griechisch-orthodoxen Kirche besucht. Wir waren Gast in einer Liturgie, die am Abend eines Wochentages gefeiert wurde. Das Gotteshaus, in dem wir uns versammelten, war ein Neubau. Die Inneneinrichtung war noch nicht ganz fertig. Aber nicht nur die Baugerüste trugen den Charakter des Improvisierten. Auch der kleine Chor, der sich da zusammengefunden hatte, trug alle Zeichen einer Aufbauphase an sich. Die stärkeren Kräfte waren offenbar nicht erschienen. Offen gesagt: Es waren gesangliche Laien, die sich mehr schlecht als recht durch die anspruchsvollen Weisen der byzantinischen Liturgie hindurchkämpften. Hin und wieder huschte der Ausdruck einer gewissen Erleichterung über die singenden Gesichter, wenn ein Stück zur rechten Zeit am rechten liturgischen Ort einigermaßen erkennbar über die Runden gebracht war.

Im anschließenden Gespräch ging der Priester ganz unumwunden auf die Leistungen seines Chores ein. Mit festem Blick besonders auf den Herrn Dozenten von der Universität, der irgendwie als Kenner der Ostkirchen galt, räumte er gleich zu Beginn ein, dass der Chor noch verbesserungswürdig sei. Aber – auf dieses „aber“ kommt es an – so wörtlich: „Die Kirche ist kein Opernhaus, sondern ein – Krankenhaus.“ Es gibt Sätze, die man nicht mehr vergisst. Dieser Satz gehört dazu: „Die Kirche ist kein Opernhaus, sondern ein Krankenhaus.“ Ich wage zu behaupten, dass ich in dieser Stunde damals vom Wesen der Kirche mehr gelernt habe, als aus manchen theologischen Traktaten.

Die christliche Gemeinde setzt sich nicht nur aus Startenören und glamourösen Diven des Belcanto zusammen. Die Einladung Jesu gilt allen. „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid.“ Ihnen gilt die Verheißung: „Ich will euch erquicken.“ Man muss zugeben, dass sich in diesem Vers Größe und Grenze des Lutherdeutsch für uns Heutige zeigen. Um die Vokabel „erquicken“ recht zu verstehen, ist vielleicht doch ein Blick in das Griechische und dann auch in andere Übersetzungen hilfreich. Wörtlich heißt es an dieser Stelle: Ich will euch Ruhe verschaffen. Oder auch: Ich will euch ausruhen lassen. Dann versteht man besser, was Luther – sicher ganz treffsicher – gemeint hat: Dass Jesus uns bei sich Ruhe gönnt, uns ausschlaufen und aufatmen lässt in der Mühsal unseres Lebens. Dass er uns neu beleben, neuen Lebensmut geben will: dass er uns „erquickt“.

Darum geht es, wenn wir als seine Gemeinde zusammenkommen: Wir treten nicht vor ihn, um perfekte Inszenierungen religiöser Selbstdarstellung darzubieten. Bühnenreif sind wir nicht oder nur in Ausnahmefällen. In der Regel singt ja auch gar kein Chor in unseren Gottesdiensten. Wir singen *selber*, musikalisch mehr oder weniger begabt oder ganz unbegabt. Was liegt schon daran? Dass wir *selber* singen, das macht die unvergleichliche Würde und den eigentümlichen Glanz unseres Gottesdienstes aus. Wo gibt es in unserer



Gesellschaft eigentlich noch regelmäßige Zusammenkünfte, in denen alle mitsingen können? Im Großen und Ganzen sind unsere Gesangbuchlieder so gestrickt, dass wir nicht einmal in der Lage sein müssen, Noten zu lesen. Bei uns dürfen und sollen auch die musikalisch Unmusikalischen mitsingen.

### III.

Im gottesdienstlichen Lied dürfen wir, was uns die hohe Kunst sonst verwehrt: Mitsingen, ohne unsere Schwächen und unsere Unfähigkeiten verbergen zu müssen. Anders treten wir ohnehin nicht vor Gott, der uns besser kennt, als wir selbst. In dem Gebet, das ich vorhin aus der Agende vorgetragen habe, heißt es: „Mach unser Leben zu einem Lobgesang auf deine wunderbare Macht und Güte.“ Unser Leben als Gesang – in dieses Bild kann man den letzten Sinn unseres Daseins bringen: Zum Lob Gottes sind wir geschaffen. Und so wird im gottesdienstlichen Singen dargestellt, worauf die ganze Schöpfung abgestellt ist: ein Lobgesang auf die unendliche Güte des Schöpfers zu werden.

Ob nicht auch in dieser Hinsicht gilt, dass unser Gesang hinter der Perfektion eines Opernhauses zurückbleibt? Der Gesang meines Lebens ist jedenfalls von manchen Dissonanzen begleitet. Beim hohen C der Nächstenliebe singe ich oft schauderhaft falsch. Meine Beziehungen zu anderen, auch lieben Menschen, gleichen oft komplizierten Fugen mit Stimmen, die sich in einem Knäuel von Vorurteilen und Unterstellungen verwirrt haben, und die ich nicht mehr aufzulösen vermag. Aus der Monotonie meiner Gleichgültigkeit müsste mich einmal ein Paukenwirbel aufscheuchen. Wie vieles ist in der Partitur meines Lebens noch nicht auskomponiert. Und doch scheint es mir manchmal, in einer ewigen Coda des Weiter-So gefangen zu sein. Ob mein Leben eine Melodie hat? Seinen eigenen unverwechselbaren Klang? Vielleicht gleicht es eher einem Sammelsurium von Melodiefetzen, von flüchtig hingeworfenen Skizzen zu großen Arien und kleinen Couplets. Und manchmal liege ich als Tonsetzer auch arg daneben: Dann unterlaufen mir wieder die unseligen Quintenparallelen von fatalem Hochmut oder selbstmitleidiger Mutlosigkeit.

Gott weiß auch darum. Und trotzdem, nein: deswegen, lädt er uns zu sich ein, uns Mühselige und Beladene, die wir uns selbst so oft im Wege stehen.

Von einem Domkapellmeister in Süddeutschland erzählte man sich folgende Geschichte: Unberührt von allen Moden zeitgenössischer Musik pflegte der alte Herr noch bis weit in die 1960er Jahre hinein einen ausgesprochen wohlklingenden Kompositionsstil, der sich den Idealen der allerletzten Spätromantik verpflichtet wusste. Zur Überraschung seines Schülerkreises hatte er einmal doch einige gewagte Dissonanzen in ein Gloria hineingesetzt. Das Ganze mutete fast atonal an. Die kecke Nachfrage eines seiner Zöglinge, ob er sich nun etwa der Moderne geöffnet habe, beschied der Meister trocken mit der Bemerkung: „Das ist das Gloria der Sünder.“

Wir treten vor Gott mit der unfertigen Melodie unseres Lebens – und er lässt sich das Gekrächze unseres Lobgesangs gefallen. In Christus lädt er uns ein und will uns Ruhe verschaffen, uns „erquicken“. Diese recht verstandene Ruhe ist das große Heilsgut seit Beginn der Schöpfung, als Gott am siebten Tag ruhte und diese wohltuende Ruhe in den Lauf der Zeiten eingestiftet hat. Vor Gott dürfen wir ausruhen von allen Leistungsansprüchen und

Erwartungen, die immer weiter hinaufgeschraubt werden. In solcher befreienden Ruhe singen wir unser Gotteslob. Bei Chorproben habe ich immer wieder gestaunt, dass man mit ein paar gezielten Übungen beim Einsingen so manche Verkrampfung zu lösen vermag, und dann wirklich schöner singt.

Wenn wir so mit der Mühsal unseres Lebens vor Gott kommen, dann dürfen wir hoffen, dass sich unsere Spannungen und Blockaden lockern und lösen. Und dass wir dann der anderen Einladung Christi im heutigen Evangelium gerne folgen: „Nehmt auf euch mein Joch und lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“ Darf ich das so verstehen: Dass Gott mit uns immer wieder kleine Einsingübungen vornehmen will, mit denen er unser Inneres entkrampft und wir wieder frei werden für uns selbst und füreinander? Weil wahre Freiheit aber nicht Bindungslosigkeit bedeutet, hieße das dann: Dass wir frei werden, uns selbst und den anderen mit mehr Verständnis und Rücksicht zu begegnen. Ist das nicht der Sinn der altertümelnden Worte vom Joch, von der Sanftmut und der Demut? Und hat es nicht wirklich seinen guten und tiefen Sinn, die Kirche als Krankenhaus, als Sanatorium, als Ort des Heiles und des Heilens zu bezeichnen?

Die Symphonien Beethovens sind wegen ihrer Schlusspartien berüchtigt. Wenn man meint, jetzt sei das Werk zu seinem Schluss gekommen, hebt das Orchester noch einmal an, und wiederum und noch einmal – und man sehnt das Ende förmlich herbei. Vielleicht befinden Sie sich momentan in einer ganz ähnlichen Situation. Denn – trotz Überlänge – will ich an dieser Stelle immer noch nicht das erlösende „Amen“ sprechen, sondern noch einen Gedanken anfügen. Was ich gerade zur Ruhe, die Gott uns schenken will, gesagt habe, das war sozusagen die große Generalpause vor dem Finale. Ein Finale, in das sich (dies sei vorweg gesagt) noch einige ernste Molltöne mischen werden. Aber ich verspreche, dass nach dem nächsten Gedankengang dann wirklich Schluss ist!

#### IV.

Um in der Bildwelt der Musik zu bleiben: Ich kann nicht von den Mühseligen und Beladenen und ihrem Gotteslob sprechen, ohne dass die schrecklichen Kakophonien an mein Ohr kommen, die sich ganz unverschuldet in so manche Lebensmelodie hineindrängen. Da sind persönliche Schicksalsschläge und da ist schreiendes Unrecht. Wenn die Welt als große Symphonie des Schöpfers gedacht war, dann scheint die Aufführung völlig aus den Fugen geraten zu sein. Wir müssen zugeben, dass wir die Partitur nicht kennen und uns beim besten Willen nicht ausmalen können, wie ihre furchtbaren Dissonanzen einmal in einer lichten und vollendeten Harmonie aufgehoben sein werden. – Das müssen wir wohl einem Anderen überlassen.

Eines bleibt uns im großen Rätsel dieser Welt: zu singen. Es hat schon seinen Sinn, dass der Sonntag Kantate in der Osterzeit liegt. Wenn es in der Nacht des Karsamstags so scheint, als sei alles aus und vorbei, dann klingt in das Dunkel hinein die Stimme des Exsultet: „Frohlocket, ihr Chöre der Engel, frohlocket, ihr himmlischen Scharen, lasset die Posaune erschallen, preiset den Sieger, den erhabenen König! Lobsinge, du Erde, überstrahlt vom Glanz aus der Höhe! Licht des großen Königs umleuchtet dich. Siehe, geschwunden

ist allerorten das Dunkel.“ Mitten in der Nacht ist das keine Beschreibung von Tatsachen, die einfach vor Augen lägen. Hier klingt die zarte Stimme des Glaubens hinaus in die Welt, die noch im Dunkel des Todes verharret. Vom Glauben an die Auferstehung Christi, der den Tod schon besiegt hat, von diesem Glauben kann man vielleicht *nur* singen. Die Melodie eines jeden Lebens wird sich ja nie wirklich zu einem sinnvollen Ende runden. Vielmehr wird sie abgebrochen von der Sinnlosigkeit des Todes. Aber (wieder ein „aber“ – diesmal das wichtigste) im Lobgesang von Ostern tragen wir das fragile Tongewebe unseres Lebens und der ganzen Welt schon jetzt über den Tod hinaus zu seinem letzten und seligen Schlussakkord.

Ein Bekannter von mir, ein orthodoxer Christ, singt gerne im Chor seiner Gemeinde und hat sich die überaus komplizierten Regularien des byzantinischen Kirchengesanges geradezu leidenschaftlich zu Eigen gemacht. Ich weiß nicht (oder unter uns gesagt: ich bezweifle fast ein bisschen), ob er eine schöne, weittragende Stimme besitzt, die zu seinem theoretischen Wissen noch hinzukommen müsste, um jene alten Gesangsweisen zum ästhetischen Erlebnis werden zu lassen. Wie auch immer: Jahr um Jahr ist ihm in der Osternachtfeier seiner Gemeinde der Gesang der kraftvollsten und populärsten Hymnen von Christi Auferstehung vorbehalten. Darüber gibt es im örtlichen Chor keinen Disput. Das liegt daran, dass dieser Mann unter allen das schwerste Schicksal trägt. Einzelheiten will ich verschweigen, nur so viel: In seinem Leben hat er schon früh und unerträglich oft das Sterben und den Tod lieber Menschen erfahren müssen. Und deswegen soll gerade *er* der heiligen Liturgie seine Stimme leihen, wenn in der Nacht von Karsamstag auf Ostersonntag der unversiegbare Osterjubel der Ostkirche aufs Neue ausbricht.

„Christ ist erstanden von den Toten, im Tode zertrat er den Tod, und hat allen in den Gräbern das Leben gebracht.“ Mein Freund hat mir einmal gesagt – und ohne ihn gefragt zu haben, glaube ich, dass er einverstanden ist, wenn ich Ihnen das weitererzähle: „Weißt Du, wenn ich das in der Osternacht singe, dann sehe ich den Tod vor mir und die vielen Toten, die meinen Lebensweg gesäumt haben. Und ich singe dem Tod ins Gesicht: ‚Christ ist erstanden von den Toten, im Tode zertrat er den Tod, und hat allen in den Gräbern das Leben gebracht.‘ Dann sage ich zum Tod: In Wirklichkeit gibt es Dich ja gar nicht mehr.“ Vielleicht gilt von der Wirklichkeit des Osterglaubens: Wovon man nicht sprechen kann, davon muss man singen.

## „Ich will doch wohl Rosen brechen“

Rogate, Fünfter Sonntag nach Ostern, 10.5.2015

*Im Gottesdienst wurden Arien aus der Kantate Johann Sebastian Bachs „Wahrlich, wahrlich ich sage euch“ (BWV 86) aufgeführt. Vor der Predigt stand die Bass-Arie: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben.“! (Joh 16,23b)*

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr den Vater um etwas bitten werdet in meinem Namen, wird er's euch geben. Bisher habt ihr um nichts gebeten in meinem Namen. Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei. Das habe ich euch in Bildern gesagt. Es kommt die Zeit, dass ich nicht mehr in Bildern mit euch reden werde, sondern euch frei heraus verkündigen von meinem Vater. An jenem Tage werdet ihr bitten in meinem Namen. Und ich sage euch nicht, dass ich den Vater für euch bitten will; denn er selbst, der Vater, hat euch lieb, weil ihr mich liebt und glaubt, dass ich von Gott ausgegangen bin. Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater. Sprechen zu ihm seine Jünger: Siehe, nun redest du frei heraus und nicht mehr in Bildern. Nun wissen wir, dass du alle Dinge weißt und bedarfst dessen nicht, dass dich jemand fragt. Darum glauben wir, dass du von Gott ausgegangen bist. Jesus antwortete ihnen: Jetzt glaubt ihr? Siehe, es kommt die Stunde und ist schon gekommen, dass ihr zerstreut werdet, ein jeder in das Seine, und mich allein lasst. Aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist bei mir. Das habe ich mit euch geredet, damit ihr in mir Frieden habt. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

Johannes 16,23b–33

### I.

Der Bassist hat es uns dreimal, eindringlich und wunderschön, ins Ohr gesungen, was im Evangelium des heutigen Sonntages steht: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben.“ Ehe dieses große und verheißungsvolle Wort des Herrn den Weg vom Ohr ins Herz findet, muss es wohl den Umweg über den Verstand machen. Denn dieser dürfte hier schnell Einwände vorbringen, so dass der Weg nicht vom Ohr ins Herz, sondern anders verläuft: in ein Ohr hinein, zum andern hinaus.

In einem entlegenen Winkel meiner Erinnerung meldet sich eine kurze Szene aus irgendeinem englischen Spielfilm, der im Ersten Weltkrieg spielt. Zwei Herren – von Habitus und Gewandung her wohl Lordschaften – stehen gedankenverloren im Salon. Aus dem rauschenden und knackenden Radio haben sie eben von Kriegserklärung und Mobilmachung erfahren. Darauf der eine, versonnen sein Whisky-Glas schwenkend: „Nun beten die Völker zu Gott um den Sieg. Armer Gott, wie soll er sich entscheiden?“

Das ist ein dandyhafter Umgang mit Religion. Da spricht sich ein Bewusstsein aus, das schon lange nicht mehr an den Sinn der Gebete glaubt, wohl auch mit Gott selber nicht mehr allzu viel anzufangen weiß. Er taugt noch zum Parlieren im Salon. – Aber die Frage drängt sich ja doch auf, ob man so etwas für möglich hält: Dass da ein Gott ist, zu dem man sich ernsthaft im Gebet wenden kann, den man ernsthaft darum bitten könne, dass es so

und nicht anders kommt. Dass er eingreife in die Geschichte, damit sie einmal nicht Unheilsgeschichte sei. Man hat ja nicht nur um den Sieg gebetet. Sondern, und das ist ja das eigentlich Bedrängende – etliche fromme Seelen haben auch in den grausamsten Katastrophen der Geschichte für Frieden und Versöhnung gebetet.

Hat das Fürbittgebet einen Sinn? Das mag *auch* eine Frage sein, die uns in diesen Tagen, die im Zeichen des Gedenkens an Krieg, Vernichtung und Gewalt stehen, nicht ganz fernliegt. Es ist zudem eine Frage, die sich uns immer wieder im privaten Leben stellt. Ob das fürbittende Gebet, etwa für die Heilung eines uns nahestehenden kranken Menschen, einen Sinn hat. Handelt Gott, wenn ich ihn bitte?

## II.

Eine fast schon klassische Behandlung dieser Frage begegnet uns in den „Dienstanweisungen für einen Unterteufel“, die wir der Feder (einer recht christlichen Feder) von Clive Staples Lewis verdanken. Erst jetzt, als ich in dem Büchlein wider nachgeschlagen habe, ist mir aufgefallen, wann es entstanden ist: 1942 – mitten im Zweiten Weltkrieg! Worum geht es? Der Unterteufel Wormwood hat den Auftrag, einen jungen Gentleman auf die schiefe Bahn zu bringen. Er soll ihm den christlichen Glauben gründlich, aber subtil austreiben. Zu diesem Behufe gibt der Onkel des Unterteufels, ein gewisser Screwtape, in 31 Briefen hilfreiche Dienstanweisungen.

Screwtape vermutet unter anderem, dass der Gentleman diese primitiven Bittgebete pflegen würde. Da soll der Neffe sein Opfer nun geistig quälen, „dass er den nagenden Verdacht nie ganz los wird, diese Gebetsübung sei sinnwidrig und führe zu keinem objektiven Ergebnis. ... Wenn die Dinge, um die er bittet, nicht geschehen, dann ist das ein Beweis dafür, dass Bittgebete wirkungslos sind. Wenn aber geschieht, was er erbeten hat, dann wird er natürlich einige der physikalischen Ursachen angeben können, die dazu geführt haben, und darum wäre es ohnehin geschehen! Damit wird ein erhörtes geradeso wie ein unerhörtes Gebet zum Beweis dafür, dass das Beten fruchtlos ist.“

Soweit die Gedanken, die der Unterteufel seinem Opfer einträufeln soll. Wobei Onkel Screwtape weiß, dass seinem höllischen Neffen solche Gedankengänge ganz absurd vorkommen müssen. Denn in der Unterwelt weiß man selbstverständlich, dass Fürbitten möglich sind, dass die ewige Vorhersehung Gottes sich gedanklich ohne weiteres in Einklang bringen lässt mit den Bitten, die die Menschen im Hier und Jetzt an Gott richten, dass dies oder jenes so oder anders eintreten möge. Und zwar deswegen, weil im ewigen Heute Gottes die Reihenfolge der Zeit nur relativen Charakter hat. Abstrakt gesagt, sieht Lewis' Lösung so aus: Gott kann die Handlungen eines Menschen – und zu diesen Handlungen gehören insbesondere die Gebete! – mit den Ereignissen der Geschichte und anderen Ursachen verbinden. C.S. Lewis selbst hat das so ausgedrückt: Gott kann meine Gebete von morgen mit dem Wetter von übermorgen durchaus verknüpfen, und zwar schon im Augenblick der Schöpfung des Kosmos.

So leichtfüßig, so angelsächsisch, kann man es ausdrücken, dass Gott seinen Geschöpfen die Würde echter Mit-Ursächlichkeit gibt. Bei solcher (scheinbaren) Leichtfüßigkeit übersehe man nicht, dass wir hier einen Schriftsteller beobachten, der auf der Höhe der größten Katastrophe des 20. Jahrhunderts sich seines Glaubens zu versichern versucht.

### III.

Nun haftet solchen Gedankengängen, die mit großen Worten wie der „Vorsehung“ jonglieren, immer etwas laborhaftes an. Sie sind zweiter Ordnung, nachgeschobene Verstehenshilfen für einen Vorgang, der uns aus den fernsten Tagen der Heilsgeschichte überliefert ist. In der ersten Lesung haben wir gehört, wie Mose für sein Volk, ein halsstarriges Volk, Fürbitte einlegt. Nichts spricht dafür, dass Gott nur ein Heiliges Spiel aufführt, wenn er ankündigt, seinem Zorn freien Lauf zu lassen und sein eigenes, erwähltes Volk zu vernichten. Das ist ernst, todernst, gemeint (und nicht Ausdruck göttlicher Pädagogik, die dann eine ziemlich schwarze Pädagogik wäre). Mose antwortet auf diese Unheilsankündigung, fleht vor Gott für das Volk, erinnert Gott an seine Verheißung – und kann Gott schließlich dazu bewegen, dass ihn sein Urteil reut.

Das ist nur eine Stelle von vielen, in denen die Erzväter und die Propheten zu Fürbittern werden. Die Ahnengalerie unseres Glaubens ist auch die Galerie von großen Betern und beherzten Fürbittern. Christus gehört in diese Reihe hinein. Er betet für andere. Am Kreuz für seine Peiniger, die doch nicht wissen, was sie tun. Für Petrus, dass sein Glaube nicht wanke. In den großen Abschiedsreden des Johannesevangeliums, dort wo auch unser Sonntagsevangelium steht, bittet der Herr für die Seinen (Joh 17): „Ich bitte nicht, dass du sie aus der Welt nimmst, sondern dass du sie bewahrst vor dem Bösen.“ Und: „Ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, damit sie alle eins seien.“

Als sich die Jünger an Christus wenden: „Herr lehre uns beten“, da lehrt er sie das Vaterunser – nichts anderes als ein Bittgebet. Es ist ein Fürbittgebet. Es heißt ja nicht: „Gib *mir mein* tägliches Brot heute.“ Sondern eben: „Gib *uns unser* tägliches Brot heute.“ Es ist eine kleine, aber sehr fruchtbringende Übung, sich Rechenschaft zu geben, an wen man so dachte, als man das letzte Mal das Gebet des Herrn gesprochen hat: Nur an mich selber, an mein Brot etc. – oder auch an andere?

### IV.

Das Vaterunser gibt uns auch den letzten und entscheidenden Rahmen aller Bitten vor, die Klammer, die vor unserer Fürbitte steht (und die sie heilsam entlastet): „Dein Wille geschehe.“ Das ist das Gebet Jesu, das er in Gethsemane unter Schweiß und Tränen vor Gott, den Vater, gebracht hat, das er sich abgerungen hat, als ihm das Todesleiden vor Augen stand.

In unseren Fürbittgebeten treten wir, wenn auch lange nicht so dramatisch und existentiell, immer wieder hinein in diese Gethsemane-Stunde, stehen auch wir vor Gott, den wir oft nicht verstehen in seiner schweigenden Gegenwart. Mit Christus bitten wir den Vater

um Gesundheit, um Heil und Frieden – und können es doch nicht anders, als mit den Worten: „Dein Wille geschehe.“

Es bleibt merkwürdig und hat die Phantasie der Exegese stark angeregt, wie der Hebräerbrief die Szene im Garten Gethsemane aufgreift. Christus wird in diesem Brief des Neuen Testaments als der wahre Hohepriester vor Augen gestellt, der für uns im himmlischen Heiligtum eintritt, der uns in unserer Schuldhaftigkeit und in unseren menschlichen Schwächen auch deswegen vertritt und vertreten kann, weil er unsere missliche *conditio humana* aus den Tagen seines irdischen Lebens kennt und sie selbst getragen hat: „Wir haben nicht einen Hohepriester, der nicht könnte mitleiden mit unserer Schwachheit, sondern der versucht worden ist in allem wie wir, doch ohne Sünde.“ Wenig später heißt es dann (und ich meine, das *ist* eine Anspielung auf Jesu Gebet in Gethsemane): „Und er hat in den Tagen seines irdischen Lebens Bitten und Flehen mit lautem Schreien und mit Tränen dem dargebracht, der ihn vom Tod erretten konnte; und er ist auch erhört worden, weil er Gott in Ehren hielt.“

„Er ist erhört worden“! Ist er das? *Prima vista* keineswegs. Der Vater hat die Bitte des Sohnes, er möge von Leiden und Kreuzestod verschont werden, nicht angenommen. Adolf von Harnack hat denn auch behende eine Verneinung im Vers des Hebräerbriefes konjiziert. So einfach geht Textkritik. Aber nichts spricht für eine Verneinung des Satzes. Der Verfasser des Hebräerbriefes meint wirklich, der Vater habe den Sohn auch in dieser Stunde tiefster Nacht und Dunkelheit erhört. Und zwar deswegen, weil der Sohn so – auf einem anderen Wege, als er ihn sich selbst ersehnt hatte – zum Urheber des ewigen Heils geworden ist: „Und als er vollendet war, ist er für alle, die ihm gehorsam sind, der Urheber des ewigen Heils geworden.“

Auch ein Gebet, das vorderhand und scheinbar nicht erhört wurde, war nicht umsonst. Albertus Magnus, der große scholastische Theologe, kommt in seiner Gebetslehre einmal genau darauf zu sprechen: „Niemand von euch soll sein Gebet gering schätzen; denn ich sage euch: Er, den wir bitten, schätzt es nicht gering. Noch bevor das Gebet aus unserem Mund kommt, befiehlt der Herr, dass es in seinem Buch aufgeschrieben werde. Und eines von zwei Dingen dürfen wir ohne Zweifel hoffen: dass er uns geben wird, was wir erbitten, oder das, was er für besser erachtet.“ – Hören wir in diesem Sinne nun die Alt-Arie unserer Kantate:

*„Ich will doch wohl Rosen brechen,  
wenn mich gleich die Dornen stechen.  
Denn ich bin der Zuversicht,  
dass mein Bitten und mein Flehn  
Gott gewiss zu Herzen gehen,  
weil es mir sein Wort verspricht.“*

## **Gemischte Gefühle: Wut**

Zwanzigster Sonntag nach Trinitatis, 21. Oktober 2012

*Die Predigt eröffnete die Reihe der Marburger Universitätsgottesdienste im Wintersemester 2012/13, die unter dem Rahmenthema standen: „Gemischte Gefühle“. Kurz zuvor, am 13.10.2012 war der Kollege Prof. Dr. Friedrich Avemarie unerwartet verstorben. Die Schlusspassage geht darauf ein.*

Mit dem Reich der Gefühle betreten wir schlüpfrigen Grund. Denn ambivalent sind sie und sie entziehen sich unserer Kontrolle. Sie verdanken sich nicht reiflicher Überlegung, kluger Abwägung oder eines bewussten Vorsatzes. Wir können uns nicht einfach dafür entscheiden, einen bestimmten Menschen zu lieben (wenn Liebe hier Gefühl und Leidenschaft bedeuten soll). Ebenso wenig lässt sich etwa die Freude durch einen bloßen Willensakt herbeizwingen. Manchmal verrät schon die Sprache, dass wir nicht die Herren unserer Gefühle sind: Ich werde von Furcht ergriffen. Die Scham überkommt mich. Ärger steigt in mir auf. Aristoteles hat deswegen Gefühle streng unterschieden von sittlichen Handlungen. Der Unterschied besteht für ihn darin, dass sittliche Handlungen sich bewussten Entscheidungen verdanken, was für die irrationalen Regungen unseres Seelenhaushaltes eben nicht gilt: „Zorn und Angst kommen über uns ohne unsere vorherige Entscheidung, sittliche Handlungen dagegen sind eine Form der Entscheidung.“ Deswegen verdienen solche Regungen an sich auch weder Lob noch Tadel. Gerade für den Zorn sagt Aristoteles, dass er an sich weder gut noch schlecht sei; es komme auf seinen rechten Gebrauch an.

Wenn die Universitätspredigerin eine Predigtreihe plant, legt sie naturgemäß schon frühzeitig fest, welche Kolleginnen und Kollegen an welchem Sonntag den Gottesdienst halten sollen. Ich wusste also schon seit längerem, dass mir die Wut zugeschanzt worden war. Und wohl deswegen ist mir im Regal der Universitätsbuchhandlung neulich ein Buchrücken mit folgendem Titel ins Auge gestochen: „Meine Wut rettet mich“. Das Buch versammelt Gespräche mit engagierten Christen und Christinnen. Der Titel ist dem ersten Porträt entnommen. Es ist der bekannten Ordensfrau Lea Ackermann gewidmet, die sich seit vielen Jahren dem Kampf gegen Gewalt an Frauen und Kindern in Afrika, aber auch in Europa verschrieben hat. Innerkirchlich ist die Nonne eine kritische und unbequeme Mahnerin. Was sie antreibt, wird mit dem Stichwort „Ethik der Entrüstung“ auf den Punkt gebracht. In dem Buch wird sie als „zornige Christin“ titulierte – und es ist klar, dass Zorn hier als etwas höchst Positives aufgefasst wird. Wut und – in letzter Steigerung – Zorn verwandeln sich hier in die Kraft, trotz aller Widerstände und Rückschläge nicht nachzulassen dort, wo viele schon aufgegeben haben oder einfach wegschauen. Uns allen tut es wohl ganz gut, wenn wir von Zeit zu Zeit auf solche Vorbilder schauen, bei denen sich Wut auf Mut reimt.

Die Mönchsväter der Alten Kirche, die von den Weisungen Christi her bemüht waren, auch noch den letzten Winkel ihrer Seele auszuleuchten, um das Böse daraus zu vertreiben, nennen immer wieder eine besondere Gabe, die dabei vonnöten sei: die *discretio*, die Gabe



der Unterscheidung. Ich meine, die Unterscheidungsgabe ist auch uns vonnöten, wenn wir von Wut und Zorn sprechen. Denn gerade in der Religion kehrt die Ambivalenz der Gefühle unter den verschiedensten Masken wieder. Wir sehen Jesus förmlich vor uns, wie er wutentbrannt die Tische der Wechsler im Tempel umstößt, weil sie das Haus seines Vaters zur Räuberhöhle gemacht haben. Auch wenn die Evangelisten von den Emotionen Jesu gar nichts Bestimmtes berichten, hat unsere Imagination doch einen Haftpunkt an dem Psalmwort (Ps 69,10), mit dem Johannes die packende Szene beschließt: „Seine Jünger aber dachten daran, dass geschrieben steht: Der Eifer für dein Haus wird mich fressen.“ (Joh 2,17) In der Lesung aus dem Epheserbrief, die wir gehört haben, wird ebenfalls ein Psalmwort (Ps 4,5) zitiert: „Zürnt ihr, so sündigt nicht“ (Eph 4,26)

Die Heilige Schrift kennt also einen Zorn, der an sich keine Sünde ist. Aber ich meine, eine gesunde Vorsicht wäre angebracht, wenn wir das nun als Aufforderung zu einem Zorn verstehen sollten, in dem sich der Eifer für das Haus Gottes, oder die Sache Gottes, ungebremst Bahn brechen darf. Wenn es um den Fanatismus in anderen Religionen geht, verstehen wir das sehr schnell. Aber wie sieht es in unserem eigenen Herzen aus? Der Vers aus Psalm 4, den der Epheserbrief zitiert, lautet im Ganzen: „Zürnet ihr, so sündigt nicht. Bedenkt es auf euren Lagern und werdet stille.“ Oder wörtlicher: „Redet zu euch“; „redet in euren Herzen“. Es ist keine blinde Wut, der hier das Wort geredet wird. Das Gefühl, so stark und mitreißend es sein mag, wird hier, merkwürdig genug, in einen Zustand der Stille überführt. Das Gefühl wird ins Wort gebracht. „Redet zu euch“. Das gehört zum rechten Zürnen dazu. Das Gefühl bemächtigt sich nicht des Menschen. Er bringt es ins Wort. Er hebt es ins Bewusstsein.

Fast fühlt man sich an die Wertschätzung des Selbstgesprächs erinnert, das in der Antike als eine „Technik des Selbst“ begegnet. Das Gespräch mit sich selbst wird als Mittel gelobt, ein bewussteres und deshalb besseres Leben zu führen. Diogenes Laertios berichtet einmal von dem Skeptiker Pyrrhon: „Als man ihn dabei überraschte, wie er sich mit sich selbst unterhielt und man ihn nach der Ursache fragte, erwiderte er, er befließige sich, ein umgänglicher Mensch zu werden.“ Von dem Stoiker Kleanthes wusste man, dass er in seinen Selbstgesprächen zuweilen hart mit sich ins Gericht ging. Einmal soll er gefragt worden sein: „Auf wen schimpfst du denn?“ Und er habe mit einem Lachen geantwortet: „Auf einen alten Mann mit grauem Haar, aber ohne Verstand“. Im Gespräch mit uns selbst gewinnen wir Abstand von uns selbst, treten ein wenig zur Seite, um unsere Wut und unseren Zorn einmal genauer zu betrachten. Und dann kann jene Arbeit der *discretio*, der weisen Unterscheidung, einsetzen. Ist unsere Wut Antrieb zu mehr christlicher Liebe und Tat; richtet sie sich gegen Unrecht und Leid? Oder ist unsere Wut nur die Frucht unseres verletzten Stolzes; richtet sie sich in geradezu zerstörerischer Weise gegen einen anderen Menschen? Und dann sollten wir vorsichtig sein, unserem Gefühl zu trauen oder ihm nachzugeben. Denn Zorn kann wirklich zerstören, vor allem uns selbst.

In der Bergpredigt sagt Jesus: „Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnt, der ist des Gerichtes schuldig.“ (Mt 5, 21f.) Das Tötungsverbot wird hier in unerhörter Weise radikalisiert. Schon der Zorn gegen den anderen wiegt so viel

wie ein Mord. Wer sich die Mühe macht, zu dieser Stelle den textkritischen Apparat des *Novum Testamentum Graece* zu entziffern, wird feststellen, dass es eine gewisse handschriftliche Tradition gibt, die die Radikalität der Aussage gemildert hat. Danach würde es heißen: „Wer seinem Bruder *ohne Grund* zürnt, der ist des Gerichtes schuldig.“ Der Mönchsvater Johannes Cassian aus dem vierten Jahrhundert polemisiert heftig gegen diesen kleinen, abschwächenden Zusatz. Offensichtlich haben sich einige Mitbrüder ganz gerne auf diese Textvariante berufen. Und Cassian deckt auf, was wir uns lebhaft vorstellen können: Dass man wohl immer einen guten und gerechten Grund für seinen Zorn findet – und sich der destruktiven Gewalt des Gefühls umso leidenschaftlicher hingeben kann. Aber so ist es nicht gemeint. Johannes Cassian rät dagegen, alle Bewegungen des Zornes im Zaum zu halten und sie „unter Leitung der Vernunft“ zu mäßigen. Nach dem Vorbild des Königs Salomo stellt Cassian den Toren und den Weisen einander gegenüber: „Der Tor wird durch die Verstörung des Zornes in glühende Begierde versetzt, sich zu rächen, der Weise aber mindert dieselbe nach und nach durch reife Überlegung und Mäßigung.“

Zorn und Rache gehen oft Hand in Hand. Das kennen wir. Wir sind auf irgendeine Weise verletzt worden. Wir wollen es dem anderen heimzahlen. Wir haben uns dabei dummerweise nicht mehr ganz im Griff und schießen heillos übers Ziel hinaus. Und uns kommen Dinge über die Lippen, die wirklich böse und verletzend sind. Und die wir – einmal in die Welt gesetzt – nicht mehr zurückholen oder ungeschehen machen können. Da wäre es manchmal vielleicht besser gewesen, „durch reife Überlegung und Mäßigung“ den Zorn einzuhegen, mit uns selbst ins Gespräch zu kommen und still zu werden. Gerade der Verlust der Selbstkontrolle ist es, vor dem die Kirchenväter immer wieder warnen. Basilius der Große etwa knüpft an das Wort aus dem Buch der Sprüche an: „Der Zorn stürzt auch die Verständigen ins Verderben“ (Spr 15,1 LXX) und folgert: „Hat nämlich diese Leidenschaft einmal die vernünftige Überlegung verdrängt und die Herrschaft über die Seele erhalten, so macht sie den Menschen vollständig zum Tier und lässt ihn überhaupt nicht Mensch sein, da ihm ja die Vernunft nicht mehr zu Gebote steht.“

Der Epheserbrief, von dem unsere Überlegungen ihren Ausgang genommen haben, zitiert das Psalmwort „Zürnt ihr, so sündigtet nicht“, um es mit folgender Weisung zu verknüpfen: „Lasst die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen.“ Zum Gespräch mit uns selbst tritt hier das Gespräch mit dem Anderen, jenem Anderen, der zum Grund destruktiven Zornes geworden ist. Schon im Vers zu zuvor kommt dieser Andere im Epheserbrief in den Blick: „Darum legt die Lüge ab und redet die Wahrheit, ein jeder mit seinem Nächsten, weil wir untereinander Glieder sind.“ (Eph 4,25) So wird auch die Versöhnung, die den Zorn überwinden soll, ein solches Reden sein: die Wahrheit reden. Ansprechen und aussprechen, was ist. Eine oberflächliche Entschuldigung kehrt nur unter den Teppich, was die Wut hochkochen ließ. Das Reden der Wahrheit versucht dagegen zu rekonstruieren, was vorgefallen ist. Nicht oft, aber wenigstens ein paar Mal ist mir in meinem Leben die Erfahrung geschenkt worden: Ich hatte mich mit einem Menschen böse verkracht und in der Hitze des Gefechts wirklich verletzende Worte fallen lassen (was da so alles in mir geschlummert hat!). Eine offene Aussprache danach, als wir die Emotionen wieder einigermaßen

unter Kontrolle hatten, hat unser Verhältnis dann nicht einfach wiederhergestellt oder den Zwischenfall „aus der Welt geschafft“. Es ist mir etwas viel Beglückenderes geschenkt worden: Unser Verhältnis wurde auf eine neue, reichere Basis gestellt, weil wir uns in Zorn *und* Versöhnung tiefer denn je begegnet waren.

Dass solches gelingt, steht nicht in unserer Hand. Es bleibt ein unverfügbares Geschenk. In unserer Hand liegt es freilich, mutig den ersten Schritt zu gehen. Wir sollten damit nicht zu lange warten. Der Epheserbrief nennt als Zeitrahmen den Sonnenuntergang desselben Tages. Zu dieser Stelle hat Johannes Chrysostomus eine recht einfühlsame Auslegung gegeben. Es sei folgendes zu befürchten: Wenn der Zornige nachts allein sei, werde die seelische Wunde nur noch größer. „Bei Tag wird man ja durch vieles zerstreut und abgelenkt; nachts dagegen, wenn man mit seinen Gedanken allein ist, steigen die Wogen und wird der Sturmwind stärker.“ Der armenische Kirchenvater Johannes Mandakuni meint, diese Zeitgrenze sei deswegen sinnvoll, „damit die bösen Geister des Nachts nicht herbeikommen, dein Herz aufzustacheln, damit du am kommenden Morgen dich mit dem Bruder nicht aussöhnst, und dir böse Gedanken, Hass und Neid und allerlei Bosheiten einzugeben. Drum geh und versöhne dich noch mit deinem Bruder, ehe die Nacht hereingebrochen ist.“ Es besteht wohl immer die Gefahr, dass der Zorn, den wir in uns hineinfressen, ein Eigenleben entwickelt, sich verstetigt und schließlich zum dauernden Hass gerinnt. Dann hat uns das zuerst nur flüchtige Gefühl tatsächlich zerstört. Johannes Chrysostomus gibt eine weitere Erklärung. Versöhnung kostet Mut. Je länger wir zuwarten, desto mehr Überwindung kostet es uns, den ersten Schritt zu wagen. Johannes schreibt: „Aufschub erzeugt neue Bedenken. Tust du es heute nicht, so kostet es dich morgen mehr Überwindung, und diese deine falsche Scham wächst mit jedem Tage.“

Was uns hier gezeichnet wird, ist ein Ideal – oder theologisch gesprochen: Es ist ein bisschen gesetzlich. Wir wissen, dass wir daran immer wieder scheitern werden. Dass die Sonne über unserem Zorn doch untergehen wird und dass wir das Wagnis der Versöhnung auf die lange Bank schieben werden. Wir glauben aber, dass Gott selber einmal uns – uns und alle anderen – in sein Licht stellen wird, wo wir uns selbst ganz durchschaubar sein werden, wo wir mit ihm und untereinander versöhnt sein werden und alles Dunkle und Dumpfe von uns genommen sein wird. Das soll auch unser Trost sein, wenn wir vor dem Grab eines Menschen stehen, der viel zu früh und viel zu unerwartet von uns gegangen ist, eines Menschen, mit dem wir vielleicht nicht über unseren Zorn, aber über manch andere Gefühle, auch schöne und freundliche Gefühle, nicht mehr die Wahrheit reden konnten – es aber doch so gerne noch getan hätten, ehe die Sonne unterging. So bleibt zuletzt das Bekenntnis des Glaubens, mit dem Friedrich Avemarie seine Predigt im Universitätsgottesdienst vor etwa einem Jahr, am 16.11.2011, beendet hat: „Wir bekennen vor dir, Gott, dass wir voll Hoffnung und Vertrauen sind, dass du unsere Entfremdung von dir überwindest und dass wir bei dir unsere Heimat und unser Ziel finden.“

## Ex Oriente Lux?

Buß- und Betttag, 22.11.2017

Es ist eine eigenartige Vorstellung, die uns in der Geschichte des Buß- und Bettages begegnet. In früheren Zeiten waren es Landesfürsten, die solche Tage angeordnet haben, teils aus aktuellem Anlass, etwa bei Kriegsgefahr wie in den schweren Bedrängnissen des Dreißigjährigen Krieges, bei Missernte und Hungersnot, beim Ausbruch von Seuchen und in manch anderem Leid. Da sollte sich das Volk in den Kirchen versammeln, gemeinsam mit dem Fürsten Sünde und Schuld vor dem Herrgott bekennen und den Himmel mit flehentlichen Gebeten bestürmen, dass die Not ein Ende nehme. Wahrscheinlich ist das eine uns fremdgewordene Vorstellung: den Himmel anrufen, dass die Not ein Ende nehme.

### I.

Mit dieser Überlegung im Hinterkopf lasse ich Sie einen Blick in mein iPhone tun, genauer gesagt in die Abteilung WhatsApp. Dort findet sich die Konversation mit einem Bekannten, einem rum-orthodoxen Christen, der in Syrien lebt. Er stammt aus der Stadt Homs, sein Haus wurde vor drei Jahren von einer islamistischen Miliz bis auf den Grund zerstört. Seitdem hat er mit seiner Familie ein bescheidenes Unterkommen gefunden in der vergleichsweise sicheren Stadt Tartus. Es ist ein Ikonenmaler, der ganz in der Tradition der orthodoxen Ikonographie steht. Jedes Mal, wenn er eine Ikone vollendet hat, erreicht mich über Whatsapp ein Foto davon. Im letzten Jahr mischten sich unter die herkömmlichen Inhalte der ostkirchlichen Malkunst ganz neuartige Motive, die – was außerordentlich und ungewöhnlich ist – der Maler selbst erfunden hat. Es sind Motive, in denen er Trauer und Verzweiflung über das grausame Geschick seines Landes verarbeitet. Eines dieser Bilder zeigt – wie auf einer Landkarte – die Umrisse Syriens. Und mitten in diesem Land sehen wir eine Höhle, in der festgehalten wird, wie ein Mensch den anderen erschlägt. Wer einmal in Damaskus war, begreift sofort, dass hier die „Höhle des Blutes“ (*magharat ad-dam*) dargestellt ist, die im Gebirge des Kasyun hoch über Damaskus gelegen jenen Ort zeigt, an dem Kain den Abel hinterrücks ermordete. Die ganze Tragik des heutigen Syrien – die unzähligen Opfer einer entfesselten Gewalt, das viele Blut, die ganze Unversöhnlichkeit – alles das wird in dieses Bild gefasst, das uns vor Augen stellt, wie der Mensch des Menschen Bruder erschlägt.

Hören wir die vertraute Erzählung, die am Anfang der Menschheitsgeschichte steht und immer gegenwärtig bleibt:

Es begab sich aber nach etlicher Zeit, dass Kain dem Herrn Opfer brachte von den Früchten des Feldes. Und auch Abel brachte von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Und der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an. Da ergrimmte Kain sehr und senkte finster seinen Blick. Da sprach der Herr zu Kain: Warum ergrimmt du? Und warum senkst du deinen Blick? Ist's nicht so: Wenn du fromm bist, so kannst du frei den Blick erheben. Bist du aber nicht fromm, so lauert die Sünde vor der Tür, und nach dir hat sie Verlangen; du aber herrsche über sie. Da sprach Kain zu seinem Bruder Abel: Lass uns aufs Feld gehen! Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider

seinen Bruder Abel und schlug ihn tot. Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Er sprach: Ich weiß nicht; soll ich meines Bruders Hüter sein? Er aber sprach: Was hast du getan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde.

Da ist es, das Schreien von der Erde zum Himmel. Aber am Anfang sind nicht wir es, nicht unsere Buß- und Bettage sind es, die so den Himmel anrufen – es ist das vergossene Blut selbst, das zu Gott emporruft. Es ist die Überzeugung des Alten Testaments, dass Gott sich an das Leben seiner Menschen unwiderruflich gebunden hat. Dass Gott sich so gebunden hat, dass er das unschuldig vergossene Blut, das an ihn den Notschrei richtet, nicht überhören kann. Wenn das Jesajabuch (im 26. Kapitel) vom Kommen Gottes in der Endzeit spricht, dann gilt auch die Verheißung, dass die Erde das Blut aller auf ihr Ermordeten aufdecken wird, eben damit sein Schrei vor Gott gelangt. Auch im Buch Hiob (Kapitel 16) stoßen wir auf diese Vorstellung: „Ach Erde, bedecke mein Blut nicht, und mein Schreien finde keine Ruhestatt.“ Hiob, der Leidende, der Geschlagene, der an seinem Gott irre wird, der sein heilloses Geschick nicht mehr zusammenbringen kann mit seinem Glauben an einen gütigen Gott – dieser Hiob flüchtet sich in seiner äußersten Not zu dieser uralten Gewissheit: Gott müsse wenigstens den Schrei von unschuldig vergossenem Blut hören. Ob unser Ikonenmaler diese Resonanztexte der Erzählung von Kain und Abel im Kopfe hatte, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber dass Menschen in Syrien, Christen wie Muslime, angesichts des nicht enden wollenden Terrors wie Hiob fühlen, denken, zu ihrem Gott schreien und mit ihm hadern, das ist gewiss. Und eine traurige Gewissheit ist es auch, dass die Menschen in Syrien Hiobs Verlassenheit teilen: Sind sie nicht von aller Welt vergessen? Christen in Syrien fragen, ob sie von ihren christlichen Brüdern und Schwestern im Stich gelassen wurden und werden.

Ein hier in Deutschland lebender Syrer hat in den vergangenen Jahren versucht, die massive Zerstörung von Kirchen und Klöstern seiner Heimat zu dokumentieren. Neueste Informationen beschaffte er sich via Skype, eMails etc., manchmal auch einfach über das Telefon. Ich habe von ihm eine Gesprächsnotiz aus dem vergangenen Jahr. Es handelt sich um einen Anruf in Aleppo mit der Frage nach dem Zustand bestimmter historisch wertvoller Kirchengebäude. Wir dürfen die Antwort zitieren – es ist die Antwort eines Hiob unserer Zeit:

Bevor ich dir von den Kirchen erzähle, will ich dich fragen, ob du die neuen Bilder von Aleppo gesehen hast. Das Bild von einem alten Mann, der die Leiche seiner Frau im Rollstuhl schiebt und weint, hat es dein Herz berührt? Das Bild von einer Mutter und ihren drei Kindern, die tot zwischen dem Schutt gefunden wurden, die Mutter hat ihre Kinder umarmt und versucht, mit ihrem Körper ihre Kinder zu schützen, ist das nicht ein wertvolles Bild, das du nicht vergessen darfst? Die Kinder, die bei diesen niedrigen Temperaturen erfrieren, die nicht wissen, ob ihre Eltern noch eben, haben sie einen Platz in deinem Gedächtnis? Glaub mir, du hast die falsche Frage gestellt! Du hast die Lehre Christi gar nicht verstanden. Was ist größer, das Gold oder der Tempel, der das Gold heiligt? Wir sind der Tempel, und wir sind tot. Wenn du nach dem billigen Gold suchst, frag einen anderen, aber bitte nicht mich.

Damit endete das Gespräch, der Mann in Aleppo hat einfach aufgelegt. Ertragen wir solche Aussagen, einen solchen Gesprächsabbruch? Hören wir darin den Schrei der Not, was ja erst und eigentlich die Voraussetzung dafür wäre, dass wir wüssten, worum am Bußtag zu

beten wäre? Und lassen wir die furchtbaren Bilder aus Syrien vor unsere Augen kommen? Oder schauen wir lieber weg? Was für Syrien gilt, das beziehe ich natürlich auch auf so viele andere Gegenden unseres Planeten, in denen das Leben zur Hölle geworden ist. Was würde wohl geschehen, wenn wir mutig genug wären, den Notschrei des vergossenen Blutes auf dieser Welt wirklich und ernsthaft zu hören? Darauf will ich bewusst *keine* Antwort geben. Denn offen gestanden, bin ich im Blick auf Syrien höchst unsicher, welche friedensstiftenden Maßnahmen zu ergreifen, welche politischen Optionen zu bevorzugen wären, und welche nicht. Nur eines weiß ich: Gar nichts zu tun, der menschenverachtenden Gewalt ungezügelt ihren Lauf zu lassen, beständig wegzuschauen – dass das eigentlich *keine* Möglichkeit sein kann. So wie es sicher unterschiedliche Überlegungen geben wird, wie das Massensterben von Flüchtenden im Mittelmeer beendet werden kann. Nur eines geht nicht: wegzuschauen und es so mörderisch weiterlaufen zu lassen, wie es zurzeit läuft.

## II.

Nun habe ich noch nicht die ganze Ikone beschrieben, die mich aus Syrien erreicht hat. Neben dem Land, dem die Höhle des Blutes so tief eingeschrieben ist, sehen wir Christus. In das Gewand des Weltenherrschers gehüllt, sitzt Christus, den Kopf in die Arme gestützt, und den Blick nach Syrien gewandt. Es ist ein unendlich trauriger Blick, der sich auf jenes Land richtet, in dem aus dem Saulus ein Paulus wurde, in dem die Jünger Jesu zu ersten Mal „Christen“ genannt wurden, in dem Juden, Christen und Muslime über Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg ihre Gebete – zu langen Zeiten im friedlichen Nebeneinander – an den einen Gott gerichtet haben. Mit dieser Christusgestalt tastet der Maler nach einer Antwort auf die Vernichtung, auch die menschliche Verwüstung, seines Landes. Christus selber, der Gekreuzigte, ist mitten im Leid gegenwärtig. Gewalt, Not und Verzweiflung bleiben Gott nicht äußerlich; am Kreuz ist er selbst in die letzten Abgründe menschlicher Bosheit und Grausamkeit hinabgestiegen, um uns von innen her zu tragen und zu erlösen. Diese Dimension der Ikone ist mir erst so recht aufgegangen, als ich folgenden Text eines nach Deutschland geflohenen Syrers gelesen habe. Er spricht mit größter Hochachtung von den Menschen, die in Syrien geblieben sind:

Von der Stärke dieser Menschen fühle ich mich schwach und schäme mich sogar. Diese Leute begegnen Christus jeden Tag. Christus ist das nackte Kind, Christus ist die verhungerte Familie, Christus ist ein Gefangener, Christus ist ein Fremdling, der seine Hand zu uns ausstreckt. Jesus wird seit mehr als fünf Jahren in Syrien gekreuzigt. Geduldig und gläubig warten die Christen dort auf die Auferstehung. Seit dem Anfang des Christentums waren Christen hier. In diesem Land, in Antiochia, wurden die Jünger zuerst Christen genannt.

Mit den wachen Augen des Glaubens sieht dieser Syrer Christus gerade dort, wo nur noch die Dunkelheit zu herrschen scheint. Dieser kleine Text sieht das, was selbstverständlich ist und was wir doch so oft vergessen: dass Christus uns im Nächsten begegnet. Er ist bewundernswert, wenn uns Stimmen aus Syrien erreichen, die an diesem Zentrum unseres Glaubens unbedingt festhalten wollen. Wir hören und lesen von Menschen, die sich ein-

fach weigern, in ihren Mitmenschen den Feind zu sehen. Die ihr Herz nicht verhärten wollen. Da, liebe Gemeinde, wäre ein Lichtschein zu entdecken, der aus der größten Finsternis bis zu uns herüberstrahlt. Denn auch das erleben wir in Syrien: dass Menschen am Gebot der Nächstenliebe, sogar der Feindesliebe festhalten. Es sind tief berührende Zeugnisse des Glaubens, die – auf eine fast überraschende Weise – nicht unbemerkt geblieben sind. Der Schriftsteller Navid Kermani hatte schon bei seiner Dankesrede anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2015 an das Geschick der Christen im Nahen Ostens erinnert. Konkret hatte er auf das tragische Schicksal der monastischen Kommunität von Nabbek, einem Kloster nördlich von Damaskus, aufmerksam gemacht. Der Gründer der Kommunität wurde vom islamischen Staat verschleppt; ob er noch unter den Lebenden ist, bleibt ungewiss. Dieser Gemeinschaft und ihrem Gründer hat Kermani sodann ein schönes Denkmal gesetzt in seinem Buch „Ungläubiges Staunen“. Ins Staunen bin ich im entsprechenden Kapitel selbst geraten, als ich an die Zeilen kam, in denen Kermani auf das christliche Ethos zu sprechen kommt, wie er es gerade im Nahen Osten angetroffen hat:

Es ist die die spezifisch christliche Liebe, insofern sie sich nicht nur auf den Nächsten bezieht. In anderen Religionen wird ebenfalls geliebt, es wird zur Barmherzigkeit, zur Nachsicht, zur Mildtätigkeit angehalten. Aber die Liebe, die ich bei vielen Christen und am häufigsten bei jenen wahrnehme, die ihr Leben Jesus verschrieben haben, den Mönchen und Nonnen, geht über das Maß hinaus, auf das ein Mensch auch ohne Gott kommen könnte: Ihr Liebe macht keinen Unterschied.

Vielleicht geschieht es mit einer Art dankbarer Beschämung, wenn wir das Zeugnis unserer Glaubensgeschwister im Nahen Osten aus dem Mund und der Feder eines Muslims entgegennehmen. So wären diese Christen nicht *nur* diejenigen, die unserer Hilfe, auch unseres Gebetes bedürfen, sondern auch diejenigen, die uns zur rechten Zeit mitten ins Herz unseres Glaubens einweisen: dass auch wir (zusammen mit ihnen) dem Gekreuzigten nachfolgen, der in der Stunde des Todes noch für seine Verfolger gebetet hat. Bezahlen müssten *wir* ja nur in der viel kleineren Münze unserer vergleichsweise harmlosen Feindschaften und Unversöhnlichkeiten, mit der wir uns und andere belasten – angespornt vom Zeugnis derer, der ein solches Ethos noch *in extremis* durchhalten.

Ich will schließen mit einem Geistlichen Testament. Es stammt von dem Trappistenpater Christian de Chergé. Er wirkte als Prior des Klosters Unserer Lieben Frau vom Atlas in Tibirine in Algerien. 1996 wurde er zusammen mit seinen sechs Mitbrüdern von islamistischen Terroristen ermordet. Die Mönche hatten von der Gefahr eines solchen Anschlages gewusst, waren aber zum Zeichen der Solidarität mit dem Land und seiner Bevölkerung in ihrem Kloster geblieben. Im Bewusstsein seiner Gefährdung hatte Père Christian bereits 1994 ein Testament verfasst, das nach seinem Tode bekannt wurde – es ist einer der größten christlichen Texte der jüngeren Zeit. Groß deswegen, weil Père Christian sein mögliches Todesgeschick nicht glorifiziert sehen mochte, sondern es in den Zusammenhang stellte mit „so vielen Toden, die ebenso gewalttätig waren, aber in der Gleichgültigkeit dieser Zeit namenlos geblieben sind.“ Groß deswegen, weil er sich dagegen wehrt, dass die Muslime oder der Islam als solches für seine Ermordung verantwortlich gemacht

werden könnten. Er unterscheidet zwischen den „Karikaturen des Islam, die ein gewisser islamischer Fundamentalismus hervorgerufen hat“ – und dem Islam selbst. Groß schließlich ist dieses Zeugnis, weil der Verfasser Gott sein Leben „gegen alles und trotz allem“ mit Dank zurückgibt:

In diesen Dank, mit dem nun alles über mein Leben gesagt ist, schließe ich Euch ein, Freunde von gestern und von heute, Ihr lieben Freunde von hier, zur Seite meiner Mutter und meines Vaters, meiner Schwestern und Brüder ... Und auch Du bist eingeschlossen, Freund meines letzten Augenblicks, der Du nicht weißt, was Du tust! Ja auch für Dich will ich diesen Dank und dieses À-Dieu, das Du beabsichtigt hast. Dass es uns geschenkt sei, uns als glückliche Schächer im Paradies wieder zu sehen, wenn es Gott, dem Vater von uns beiden, gefällt.  
Amen. Insha'allah.